This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

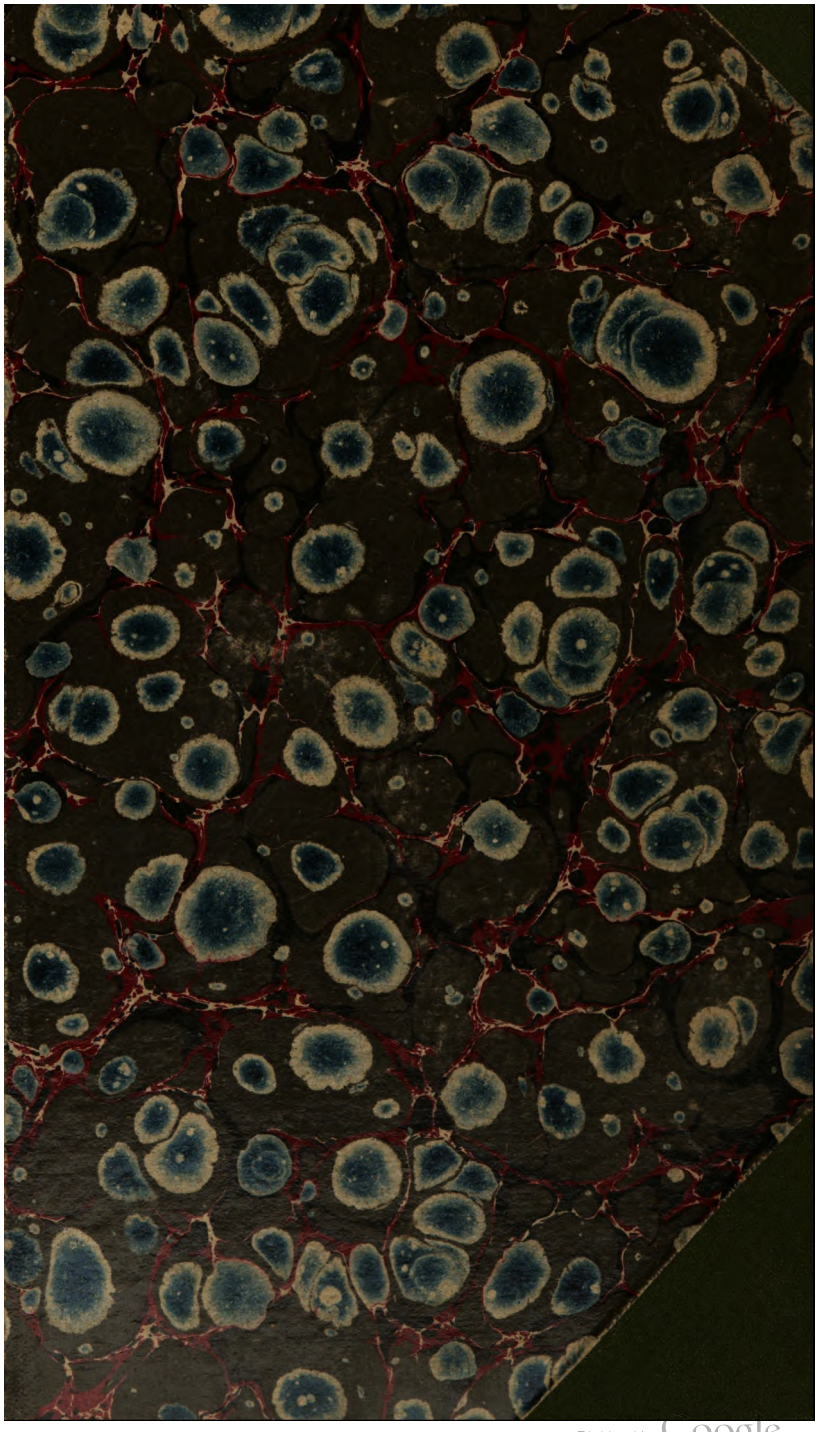
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`


Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

A 3.80

Deutschlands Zukunft die Nationaldemokratie!

Von
Eduard Goldbeck

Leipzig
Friedrich Rothbarth
1907.

Digitized by Google

KPE 188

HARVARD UNIVERSITY LIBRARY JAN 3 1942

Coolidge Fund

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

1. Made in England.
2. Halleluja.
3. Die Sozialisierung des Heeres.
4. Mehr Lassalle!
5. Die Psyche des Staatsmannes.
6. Die Modernisierung der Konservativen.
7. Nationaldemokratie.
8. Schlußwort.

Digitized by Google

Digitized by Google

Made in England.

Made in England mit diesem Firmenstempel ist die gesamte internationale Politik geprägt. Was sagt doch der alte Invalide Ruysum im „Egmont" von Karl dem Fünften? „Das war ein Herr! Er hatte die Hand über den ganzen Erdboden und war Euch alles in allem; und wenn er Euch begegnete, so grüßt' er Euch, wie ein Nachbar den andern". Diese Charakteristik des Volksmundes paßt trefflich auf Eduard den Siebenten; bald hier, bald dort dürfen wir die Fertigkeit seines feisten Händchens bewundern und seine raffiniert-simple Leutseligkeit sticht von der Grandezza Wilhelms des Zweiten auffällig genug ab. Indessen, was geht uns Eduard der Siebente an, was kümmern uns seine Intrigen? Deutschland schläft jetzt auf seinen Wahllorbeern; das ist so Michels Art, nach einem zornigen Aufbrüllen sich rasch wieder auf die Bärenhaut zu legen. Eben hat er noch getobt und schon vernimmt man wieder sein tiefes, ruhiges Schnarchen. Vor dem 13. Dezember 1906 waren die politisch Interessierten so ziemlich darüber einig, daß man den Fürsten Bülow als Diplomaten gewaltig überschätzt habe, daß es um unsere auswärtige Politik schlecht, sehr schlecht stehe und daß das Parlament versuchen müsse, diese Politik zu kontrollieren und ihr einen stilleren, stabileren und konsequenteren Charakter zu geben. Da wagte der Reichskanzler den großen Coup, er siegte aus Versehen und die Patrioten sangen: „Lieb Vaterland kannst ruhig sein"! Die Offiziösen verkündeten, die Wahlen seien eine Friedensbürgschaft und der Kaiser forderte zur Geisterstunde die nächtlichen Ruhestörer unter den Linden auf, alles niederzureiten. Das Ausland bezog dies Signal zur Attacke auf die auswärtige Politik und versäumte nichts, um die Worte des Kaisers zu fruktifizieren. Bald darauf

Digitized by Google

besuchte Eduard Paris.*) Er kam als Fremder von Distinktion, schlicht und ehrbar mit seiner Gemahlin, blieb eine Woche, ließ sich nicht feiern, hielt keine Rede und massierte in vertraulichem Gespräche die französischen Staatsmänner. Uns aber ficht das nichts an, denn wir haben ja aus eigener Kraft der Welt eine Friedensbürgschaft in Stimmzetteln gegeben. Die Kinder, sie hören es gerne!

Und die Offiziösen hatten ja in der Tat nicht so kraß gelogen, wie sonst wohl. Das Ausland hatte gesehen, daß das Wort „national" in Deutschland immer noch zündet, daß der furor teutonicus auch heute noch leicht zu entfesseln ist und daß die zentrifugalen Elemente bei uns noch lange nicht so mächtig sind, wie unsere guten Freunde und getreuen Nachbarn bisweilen wohl gehofft hatten. Die Schwächung der Sozialdemokratie bewies, daß der künstliche Reichsbau doch fest genug gefügt ist. Auch die stärkste Macht wird es sich reiflich überlegen, ehe sie uns zu einem Waffengang herausfordert, und insofern konnte man allerdings, wenn auch nicht von einer Friedensbürgschaft, so doch von einer flüchtigen Erhellung des Himmels sprechen. Nur durften wir nun den Eindruck nicht durch große Worte abschwächen, durften nicht aufs neue das internationale Mißtrauen wachrufen. Diese Zurückhaltung wurde nicht — ich muß leider sagen: natürlich nicht — geübt. Wir können uns wirklich nicht wundern, wenn das Ausland unruhig wird, sich gegen uns koaliert und versucht, uns die Lebensadern zu unterbinden. Wenn König Eduard nur

*) Seit diese Zeilen — Mitte März — geschrieben wurden, sind die Begegnungen von Cartagena und Gaëta erfolgt, und die Signatur der internationalen Lage hat sich noch verschärft. Vielleicht interessiert es den einen oder anderen Leser, auf das rote Heftchen zurückzugreifen, das unter dem Titel „Krieg in Sicht" vor ungefähr dreiviertel Jahren im Verlag Friedrich Rothbarth erschienen ist.

Digitized by Google

den dritten Teil aller der Reden gehalten hätte, die wir aus des Kaisers Munde vernommen haben, dann würde unsere öffentliche Meinung schäumen wie ein empörtes Meer.

Der neue Reichstag trat zusammen, die politische Situation wurde rhetorisch hin und her gewendet, aber keinem einzigen Redner fiel es ein, offen auszusprechen, daß die Kaiserrede inopportun gewesen sei, weil sie unvermeidlich dem Auslande zu Mißverständnissen Anlaß geben mußte. Der Reichstag hätte in einmütiger Kundgebung feststellen können, daß das deutsche Volk den Frieden will und daß sein Wille genügt, um ihn zu sichern, so lange nicht allzu dreiste Provokation uns das Schwert in die Hand zwingt. Eine solche Kundgebung wäre schon deshalb nicht überflüssig gewesen, weil man uns gern auf der Haager Konferenz isolieren und der gesamten Kulturmenschheit als raufluſtige Barbaren denunzieren möchte. Auch wird ja im Ausland immer betont, daß das Parlament eine quantité négligeable sei und daß Wilhelm der Zweite allein die Geschicke des deutschen Reiches bestimme. Dieser Irrtum konnte beseitigt werden. Indessen, nichts von alledem. Die Volksvertreter betrachteten staunend die bunten politischen Seifenblasen, die der Kanzler seit der Sylvesternacht unabläſſig formt, sie erörterten die Punschpolitik dieses phrasentrunkenen Paarungsmaklers und nicht mit einem Worte mehr war davon die Rede, daß man absolutistischen Velleitäten entgegentreten oder daß man die auswärtige Politik überwachen müsse, wie dies doch einst im Mai selbst der pflaumenweiche Bassermann in Aussicht gestellt hatte. Alle Parteien blickten auf den leitenden Staatsmann wie ein Hund, der schön macht und nach einem abgenagten Knochen in der Hand des Herrn schielt. Fürst Bülow war wieder einmal eine Macht geworden; er hat zunächst von diesem Reichstage keine läſtige Ingerenz zu fürchten.

Digitized by Google

Ist nun inzwischen die internationale Lage eine andere, für uns erheblich günstigere geworden? Nicht das geringste Symptom spricht dafür; hingegen sind andere, wenig erfreuliche Symptome wahrnehmbar. Bagatellen*) selbstverständlich; aber anders sehen die Sturmzeichen auf dem Ozean der auswärtigen Politik niemals aus. Und dabei verharrt unsere Diplomatie in der Lethargie, die den Wink von „oben" erwartet, und wo eine Aktion zu spüren ist, da greift sie fehl. Die Herren haben ihr Temperament an die höchste Stelle abgetreten, sie reagieren augenscheinlich nur auf Impulse von oben, und wenn dann ein solcher Impuls erfolgt, so verkennen sie seine Tragweite.

Ein Fall, in welchem eine Aktion sichtbar war, deren unsichtbarer Impuls sich leicht erraten läßt, ist der Fall Fehim Pascha. Bekanntlich vertritt uns in Konstantinopel der Freiherr v. Marschall, ein trefflicher Beamter, der jedes Ereignis im Lichte des „Berichts" erblickt, wie etwa ein junger Literat die Ereignisse des Lebens nur daraufhin ansieht, welchen poetischen Stoff sie abwerfen. Herr v. Marschall hat seit Jahren stets nach Berlin geschrieben, es gehe vorwärts, auch dann noch, als unparteiische Beobachter längst den Eindruck hatten, daß es rückwärts gehe. Seit einiger Zeit aber konnte auch er sich der Einsicht nicht mehr verschließen, daß in der Stimmung der Türkei eine Wandlung eingetreten sei. Eines schönen Tages vergriff sich Fehim Pascha, der Chef der Geheimpolizei, an dem Eigentum eines Deutschen. Er belegte eine Ladung Holz mit Beschlag unter dem Vorwande, daß das Holz ihm gehöre und mochte wohl auf ein rundes Erpressungssümmchen rechnen. Dieser Vorfall warf ein grelles Licht auf die

*) Diesen optimistischen Ausdruck haben inzwischen die Ereignisse bereits korrigiert.

Digitized by Google

Situation; wenige Jahre früher würde Fehim Pascha sich gehütet haben, sich mit einem Deutschen anzulegen. Herr v. Marschall fühlte dies und er fühlte auch, daß seine eigene Reputation, vielleicht seine Stellung auf dem Spiele stehe. Denn konnte nicht der allerhöchste Herr sich nun der Ansicht zuneigen, daß er, der Botschafter, die Situation falsch beurteilt, daß er jahrelang zu günstig berichtet habe? Es war nicht möglich dann zu erwidern, daß dieser Rückschlag ja eintreten mußte und daß er an ihm ganz unschuldig sei. Der Sultan hat eben erkannt, daß die Freundschaft mit Deutschland sich politisch nicht ausmünzen läßt, er hat nach dem kaum verhüllten Fiasko von Algeciras eingesehen, daß wir in Worten stärker sind als in Taten, er hat den Eindruck gewonnen, daß England heute die maßgebende europäische Macht ist. Diese Erkenntnis mußte sich auch in der täglichen Praxis fühlbar machen. Das alles, so zutreffend es war, konnte Herr v. Marschall seinem kaiserlichen Herrn nicht erwidern; es mußte also der Versuch gemacht werden, nach berühmten Mustern den starken Mann zu spielen. Ob ein Impuls von oben ihn in dieser Absicht bestärkte, ist mir nicht bekannt. Vermutlich erwachte auch in dem Botschafter der ehemalige Staatsanwalt, dessen römisch geschultes Rechtsgefühl eine Eigentumsverletzung auf das tiefste empört. Er ging also dem Sultan energisch zu Leibe und errang einen Sieg, zum mindesten einen Scheinsieg. Fehim Pascha wurde nach Brussa verbannt. Die Ehre des deutschen Namens war gerettet.

Leider hatte das schneidige Vorgehen des Botschafters noch einen anderen „Erfolg“: der Sultan ist schwer verstimmt gegen den ungestümen Bedränger. Fehim steht dem Sultan als Sohn seines Milchbruders nach türkischen Begriffen sehr nahe. Überdies war er Chef der Geheimpolizei und dieses Amt ist in einem Staat, in dem das Leben des

Digitized by Google

Herrschers das wichtigste Interesse ist, von enormer Bedeutung, umsomehr, da dies kostbare Leben ja täglich bedroht scheint. Der Günstling kann, ganz wie ein preußischer Unteroffizier, alle seine Übergriffe mit seinem Diensteifer entschuldigen. Da nun im Orient eine kleine Eigentumsverletzung nebst obligater Erpressung als ein verzeihliches Vergehen gilt, doppelt verzeihlich, wenn es von einem hohen Beamten, dreifach verzeihlich, wenn es an einem Christenhund begangen wird, so kann man sich denken, daß die Ungnade des Sultans nicht lange andauern wird. Fehim wird an die Stätte der Gunst zurückkehren und wird schon jetzt alle Minen springen lassen, um den deutschen Einfluß zu zerstören. Wir haben unsere Situation in der Türkei wegen einer Ladung Holz sehr erheblich verschlechtert.

Wegen einer Ladung Holz? Um Gottes willen, welche platte Auffassung! Hier stand deutsche Ehre auf dem Spiel. Wirklich, ihr Teutonen? Der geschädigte Kaufmann wäre sicherlich mit einer entsprechenden Geldsumme und einer Entschuldigung zufrieden gewesen, diese Sühne hätte genügt, Fehim hätte sie gern gewährt, und es war überflüssig, mit Kanonen nach Spatzen zu schießen. Herr v. Marschall hat pour le roi d'Angleterre gearbeitet. Das konnte man in Berlin erkennen, als die „Times" ihn zu scharfem Vorgehen spornte und seine Energie laut rühmte. Schon faul! mußte da jeder Verständige sagen. Später gratulierten die diplomatischen Kollegen dem Herrn v. Marschall zu seinem Erfolge. Ob nun endlich dem Botschafter die Schuppen von den Augen fielen? In der Tat, es muß eine köstliche Komödienszene gewesen sein.

Es vergingen einige Wochen und dann veröffentlichte die „Daily Mail" den Bericht über eine Audienz, die Sidney Whitman bei Abdul Hamid gehabt hatte. Aus dem Bericht erfuhren wir, daß Abdul Hamid sich höchst ungeniert

Digitized by Google

über Deutschland und seinen Vertreter geäußert habe. Der Sultan hatte dem englischen Schriftsteller eine Liebeswerbung in optima forma mitgegeben. England hat den psychologischen Moment benutzt, um die Mißstimmung zwischen dem Sultan und dem deutschen Botschafter zu verstärken, Herr v. Marschall ist in die Falle getappt und der deutsche Handel, die deutsche Industrie sind die Leidtragenden. Ob der Sultan uns begünstigt oder nicht, kann uns durchaus nicht gleichgültig sein. Wir haben uns in der Türkei und dem Orient mit ausgedehnten Unternehmungen und bedeutenden Kapitalien festgelegt und sind auf das Wohlwollen Abdul Hamids in vieler Hinsicht angewiesen. Die Angelegenheit konnte mit leichter, leiser Hand erledigt werden. So aber haben wir ein Gegenstück zum Marokkohandel: überflüssige Brüskerie, wo gütlich viel mehr zu erreichen war. Herr v. Marschall hat wieder einmal vor aller Öffentlichkeit die Grenzen seiner Begabung abgesteckt. Und dieser Mann, der alles andere eher ist, als ein diplomatischer Kopf, vertritt uns — augenscheinlich als unsere beste Nummer — auf dem schlüpfrigen Boden der Haager Konferenz; er wird Deutschlands Interessen zu wahren haben, wenn es der wichtigen Entscheidung gilt, wer dem schwerkranken Sultan auf dem Throne der Osmanen folgen soll.

Ich habe sehr frühzeitig in verschiedenen großen Blättern darauf hingewiesen, daß der Botschafter gewillt scheine, den Engländern die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Auch das „Berliner Tageblatt" hat schon in den ersten Stadien der Aktion Bedenken geäußert und jetzt — Mitte März — eine eingehende Darstellung aus Konstantinopel veröffentlicht, in der ich meine Ansicht bestätigt fand. Im Reichstage denkt niemand daran, über diese Vorgänge einmal Aufklärung zu fordern. Augenscheinlich haben die Herren alle das vollste Vertrauen zu . . . Herrn v. Tschirschky.

Digitized by Google

Wie würde es nun erſt ſein, wenn der ungeheure Gedanke verwirklicht worden wäre, den Grafen Poſadowsky als „inneren“ und den Kaiſer als „äußeren“ Kanzler zu ſtabilieren! Die auswärtige Politik würde vollends zu einem geheiligten Bezirk werden, den der Volksvertreter nur mit frommem Schauder betritt. Schweigen würden die Herren im Wallot-Haus, ſchweigen wie die ſtummen Hunde. Denn wie ſagte doch Bismarck? Jede Partei hofft den Kaiſer einmal als Hoſpitanten in ihren Reihen zu ſehen. So hoffen auch heute alle Parteien auf eine Gaſtrolle des Fürſten Bülow: jede hält zurück, jede ſcheut ſich, ſeine Kreiſe zu ſtören. Er könnte ja doch vielleicht ein wirkliches Oſterei in der Taſche haben. Ach nein! Fürſt Bülow begnügt ſich mit zierlichen Attrappen. Merkt es Euch, werte Liberale, wenn Ihrs nicht ſchon gemerkt haben ſolltet! Laßt Euch — ich habe es ſchon unmittelbar nach dem 13. Dezember gerufen — nicht von dem Reichsſophiſten düpieren!

* * *

Denen, die Gott lieben, müſſen alle Dinge zum Beſten dienen, ſelbſt Schiffskataſtrophen, ſagte König Eduard, und verlieh dem Prinzen Heinrich der Niederlande einen hohen Orden. Wir hätten eigentlich mehr Anlaß gehabt, den Prinzen auszuzeichnen, der ſich ſo tapfer an der Rettung der „Berlin“ beteiligt hatte, denn die Geretteten waren ja alle Deutſche, aber unſere representative men ſchwiegen. Vielleicht iſt man mit Dekorationsverleihungen zaghafter geworden, ſeit Stöſſel ſich als Feigling entpuppt hat, aber hier war ja ein Mißgriff unmöglich und bedanken konnten wir uns wohl. Iſt etwa der dynaſtiſche Draht geriſſen? Früher konnte man ſich doch an unſerem Hof garnicht genug tun in Begeiſterung für die anmutige Königin. Wie

Digitized by Google

dem auch sei, Onkel Eduard sah die Lücke und schmiegte sich behend hinein. England hatte eben den Meisterzug getan, dem Transvaal eine Verfassung zu verleihen, die das Burenelement versöhnt und hatte damit die größte staatsmännische Tugend, die der weisen Mäßigung, bewiesen. General Botha hatte eine Rede gehalten, in der er die Parole der Loyalität gegen England ausgab. Die Stimmung in den Niederlanden war günstig, nun galt es, das Eisen zu schmieden und Eduard sandte einen Orden. Er weiß, daß man auch mit Kinkerlitzchen Weltgeschichte machen kann. Der Prinz freut sich, seine Mannestugend anerkannt zu sehen, die Königin fühlt sich geschmeichelt und mit ihr das ganze Volk. Damit aber die politische Nutzanwendung nicht fehle, begleitete die „Times" die Auszeichnung mit einem unzweideutigen Kommentar. England sei stets bereit, die Unabhängigkeit der Niederlande zu schützen, es blicke mit Genugtuung auf die geplante Militärallianz mit Belgien, denn der Teufel gehe um und suche, wen er verschlinge. Solche Anspielungen wirken bei unsern Nachbarn immer, und wir dürfen uns nicht allzu harmlos stellen, denn sonst scheinen wir erst recht verdächtig. Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser und wir drängen zum Meere, die Ostsee trägt vorwiegend Binnenseecharakter und die Küstenbildung der Nordsee ist maritimer Machtentfaltung nicht günstig. Gewiß bedauern wir es schmerzlich, daß das deutsche Reich einst den Niederlanden in ihrem Befreiungskampfe gegen Spanien die erbetene Hilfe versagt hat; gewiß hoffen wir, daß die Vernunft der Dinge eine enge wirtschaftliche Verbindung zwischen uns und den Niederlanden herbeiführen wird, aber von diesem Bedauern, diesem Hoffen bis zur Invasion ist noch ein weiter Schritt. Die Spezialität der Jameson-Raids überlassen wir England und die Niederlande werden gut tun, die Uneigennützigkeit der englischen Offerte

Digitized by Google

nicht minder mißtrauisch zu prüfen als die angeblichen Expansionsgelüste Deutschlands.

Bemerkenswert ist sowohl im Falle Fehim Pascha wie gelegentlich der Ordensverleihung, daß die englische Presse, die immer sehr diskret ist, solange die Dinge im Werden sind, sich jetzt gar keinen Zwang mehr antut. Glaubt sie, es nicht mehr nötig zu haben?

Bemerkenswert und lehrreich ist auch, wie natürlich und ungesucht die Aufmerksamkeiten des Königs von England sich ausnehmen. Hätte die „Times" die Melodie, die Eduard so leicht anschlug, nicht so plump orchestriert, so würden wir jeden einen Schwarzseher gescholten haben, der in dem glitzernden kleinen Präsent politische Absicht gewittert hätte. Wir ziehen, um ein groteskes Bild zu gebrauchen, unsere Statuen immer an den Haaren herbei.

* * *

Jeder, der für feine Abtönung einer männlichen Toilette, für einen jungfräulich makellosen „huit reflets", für ein Panzerplastron, das an den Harnisch der Ahnen erinnert, für eine zarte und doch suggestive Kravatte, für ein die Nabelgegend stilisierendes Gilet, kurz, für das, was allen hochgesinnten Naturen von Alcibiades bis Brummel als die Offenbarung des Lebens galt, in unserer nivellierenden Zeit noch ein Restchen Verständnis bewahrt hat, muß die Diplomatie bewundern. Nicht die deutsche, russische oder französische, sondern die europäische Diplomatie schlechthin. Nicht ihre Leistungen, aber ihre Vertreter. Diese wohltemperierten, leisen Leute, die den ruppigsten Zeitgenossen wie einen Gentleman behandeln, die den brüsk in den Salon polternden Roturier mit müdem Wohlwollen verwirren, die nichts erstaunlich finden, nicht einmal ihre eigene Wohlerzogenheit, sind im kulturlosen zwanzigsten Jahrhundert eine Wonne

Digitized by Google

für die kleine Gemeinde feinschmeckerischer Ästheten. Nervöse Leute, die das zottige Plebejertum unserer Tage anwidert, sperre man nicht in ein Sanatorium, man verschaffe ihnen einen Attachéposten. Ja, die Diplomaten sind die Auslese der Menschheit, und ich will in einer Gesellschaft von hundert Baronen so zielbewußt auf die Erben Talleyrands zuschreiten, wie Lohengrin zum Staunen der Choristinnen auf Elsa von Brabant. Sie mögen sich romanisch-geschmeidig oder angelsächsisch-steifnackig bewegen; sie mögen sich weich und leidend oder seriös und sachlich geben; sie mögen den Causeur, den ladiesman, den modernen Menschen oder den kommenden Mann posieren; sie mögen den homo novus, den Sprößling der Beamtennobilität erkennen lassen oder ein so reines Pedigree aufweisen, daß selbst die sorgfältigste Hautpflege und ein mit hygienischer Mäßigung betriebener Sport das Trotteltum der Inzucht nicht verbergen kann, sie sind doch in ihrer Art schön. Denn sie haben eine eigene Kultur und Tradition. Diesem Berufe, der zugleich eine soziale Kaste und fast eine internationale Familie ist, fehlt ein kongenialer Maler, und das ist schade, denn es wäre kulturhistorisch wertvoll, seine Typen auf der Leinwand zu erhalten. Freilich dürfte der Maler kein Lenbach sein, er dürfte nicht verborgenen Energien nachspüren wollen, das wäre ein Irrweg. Nur dies müßte auf den Gesichtern zu lesen sein: eine Mischung von Geistigkeit und Dandytum, Skeptizismus und Offiziosität, Dünkel, den die moderne Welt befremdet, und die Ahnung, daß ihr Geschlecht, ohne Katastrophe, ohne Sintflut, verkümmert und dahinstirbt.

Wie lange diese Diplomatie noch ihr Leben fristen wird, ich weiß es nicht. Vaticinari non didici, zu deutsch: Weissagungen honoriert kein Verleger. Aber wenn positive Leistungen für die Dauer einer Kollektivexistenz maßgebend sind, so muß die Götterdämmerung nahe sein. Denn

Digitized by Google

niemand kann mich gehässiger Übertreibung zeihen, wenn ich von der kontinentalen Diplomatie sage, was die Opposition von dem alternden Bismarck sagte: Es gelingt nichts mehr. (Die englische Aristokratie hat niemals die Fühlung mit dem praktischen Leben verloren.) Noten, Depeschen, Akten, Blau- und Weißbücher, daß es einem grün und gelb vor den Augen wird. Offizielle, offiziöse, halboffiziöse und pseudo-offiziöse Artikel, Entrefilets, Dementis, warme Komplimente und kalte Wasserstrahlen, aber kein greifbares Ergebnis. Dazu die Geheimniskrämerei mittelalterlicher Alchemisten; die politischen Heerdenmenschen aber lauschen und lugen empor und finden es ganz selbstverständlich, daß die Aktion der Diplomatie nicht durch das plumpe Hineinpfuschen des beschränkten Untertanenverstandes gestört werden dürfe. Erfährt doch der Bürger immer noch früh genug, wieviel er zu bezahlen hat, wenn er nicht vorher totgeschossen worden ist. „Kein schön'rer Tod ist auf der Welt, als wer vorm Feind' hinscheid't", und damit von jeder Steuerpflicht befreit ist. Wenn aber irgend ein naiver oder vorlauter Mitmensch fragt, wozu denn eigentlich diese sonderbare Berufsklasse der Diplomaten diene, dann werden ihm alle Kenner mit strengem Ernst antworten: „Zur Erhaltung des status quo . . .!"

Im Januar des Jahres ging ein lehrreiches Geschichtchen durch die deutschen Zeitungen. Ein deutscher Hüttening enieur, Herr Zetsche, war, wie er behauptete, in Rußland brutalisiert, ruiniert und schließlich ausgewiesen worden. Schuldlos, wie er behauptete. Er hatte sich an den deutschen Generalkonsul in Petersburg, an den deutschen Botschafter und an das hiesige Auswärtige Amt gewendet und die drei Instanzen hatten sich seiner nicht angenommen. So behauptete er. Die Presse nahm sich des Falles an und das Auswärtige Amt zog in Petersburg Erkundigungen ein.

Digitized by Google

Ich weiß nicht, ob noch etwas geschehen ist und was geschehen ist, denn der Reichstag hat leider dem Herrn von Tschirschky noch keine Gelegenheit gegeben, den Tatbestand aufzuhellen; was mich an der Sache interessiert, ist wichtiger als das Erleben eines Einzelnen. Ich möchte hier die Frage erneuern, die ich schon in den Januartagen in der „Berliner Zeitung a. M." aufwarf: ist es wahr, was Herr Zetsche behauptet, daß uns in Petersburg nur taubstumme Diplomaten vertreten, daß weder der Generalkonsul, noch der Botschafter, noch dessen Sekretär, der russischen Sprache mächtig sind? Wenn es nicht wahr ist, so findet vielleicht „der Geheimrat" Zeit zu einem bündigen Dementi. Wenn es wahr ist, so ist es von allem Unerhörten das Unerhörteste. Der Botschafter kann sich mit einem Russen, der nur russisch spricht, nur durch Zeichen verständigen. Er vermag in die Tagespresse, in die Literatur des Landes keinen unmittelbaren Einblick zu gewinnen; in allem ist er vom Dolmetscher, vom Übersetzer abhängig. Die Individualität des Mediums färbt also auf die seinige ab. Kein Wunder, wenn die Berichte solcher Herren bisweilen einen subalternen Charakter tragen! Und nicht einmal daran scheint der Kanzler gedacht zu haben, dem Botschafter in Person seines ersten Sekretärs einen Adlatus zu geben, der den Mangel ersetzen könnte. Aber damit nicht genug: auch der Generalkonsul, der im intimen Verkehr mit allen Ständen und Berufen authentische Eindrücke sammeln soll, um die soziale, wirtschaftliche, gewerbliche und finanzielle Lage zutreffend beurteilen zu können, auch er versteht nicht russisch! Von den Exposés dieser Herren hängen politische und finanzielle Entschließungen ab, deren Wichtigkeit man garnicht charakterisieren kann, ohne ins Superlativische zu geraten: in letzter Linie Krieg und Frieden. Ob wir die Entwickelungsmöglichkeiten Rußlands richtig oder falsch

Digitized by Google

einschätzen, das kann uns Milliarden kosten. In einer Zeit, in der so unendlich viel darauf ankommt, auf der richtigen Seite zu stehen, in einer Zeit, wo jede Lebensregung des russischen Volkes auf das Sorgsamste beobachtet und auf ihre Tragweite geprüft werden muß, in solcher Zeit des Gährens und Gebärens verstehen die Diplomaten des deutschen Reiches, die in Rußland akkreditiert sind, kein Russisch!

Was beweist diese Tatsache? Erstens, daß unsere diplomatische Auslese nach Sympathien und Antipathien erfolgt und daß der Mann dem Posten nicht angepaßt wird. Herr v. Schön mag tüchtig sein, ich bestreite seine latenten Talente nicht. Aber, daß er sich für Petersburg nicht qualifiziert, weil das Manko der speziellen sprachlichen Vorbildung erst in Jahren ausgeglichen sein kann, das wird weder er selbst, noch sein hoher Chef leugnen können.

Was beweist die Tatsache weiter? Daß unsere leitenden Männer nur mit den Kabinetten, nicht mit den Nationen rechnen. Ihr Gedankengang ist folgender: bei Hof, in der Diplomatie, in der „Gesellschaft", selbst in den Ministerien ist Französisch die übliche Umgangs- und Verhandlungssprache, wozu brauchen also die Herren russisch zu können? Das Volk gilt den Maßgebenden als amorphe Masse, als Objekt der Gesetzgebung. Für den Diplomaten ist es wichtiger, die Indigestionen des Souveräns als die Zuckungen des Volkes zu studieren. Allerdings, im Reichstag spricht Fürst Bülow anders, dort behauptet er, den Diplomaten werde empfohlen, sich mit der Wandlungsfähigkeit eines Alcibiades in die Volkssitte zu schicken, in die Volksseele zu vertiefen. Indessen sitzt an einem der wichtigsten Posten der Welt ein Herr, der infolge eines in Anbetracht seiner Stellung schweren Bildungsdefektes auf den Verkehr mit einer engbegrenzten, kosmopolitisch gefärbten Schicht beschränkt ist und einst von

Digitized by Google

Petersburg scheiden wird, ohne irgend welche andere Impressionen mitzubringen als irgend ein Flaneur der sogenannten großen Welt, der in jedem Kulturzentrum das gleiche Milieu, die gleichen Menschen, die gleiche Médisance und die gleiche Küche vorfindet.

Es ist unmöglich, über solche Dinge satirisch-plänkelnd zu sprechen, denn man empfindet nur ein Bedürfnis: saugrob zu werden. Indessen fragt man sich dann wieder: wozu? Unsere Maßgebenden gleichen dem hörnernen Siegfried, solange das Auge des Herrn mit Wohlgefallen auf ihnen ruht. Gerade im Hinblick auf die russischen Verhältnisse hat der Kaiser vor einiger Zeit mit fast schmerzlicher Ungeduld einen Vertrauten gefragt: „Von wem erfährt man die Wahrheit?" Von den Diplomaten, die er mit der Vertretung des deutschen Reiches beauftragt hat, kann er sie freilich nicht erfahren. Auch politische Wahrheiten können nur mit den Methoden der Beobachtung und Forschung festgestellt werden, und wenn die primitivsten Mittel fehlen, sind Ergebnisse nicht möglich. Seit Jahren fragen wir erstaunt, wie es sich erkläre, daß ein Volk von sechzig Millionen, das auf jedem Gebiete privater Initiative staunenswerte Erfolge erzielt, in der auswärtigen Politik Schlappe auf Schlappe erleide. Fürst Bülow weiß die Antwort.

Olle Kammellen, wird der Leser sagen. Das ist ja im Januar gewesen. Gewiß! aber ich bezweifle, daß die erwähnten Herren inzwischen Russisch gelernt haben. Und ich meine, im Hinblick auf solche undementierten Mitteilungen sollte sich dieser oder jener Abgeordnete das Herz fassen, von Herrn von Tschirschky Auskunft darüber zu verlangen, was denn aus seiner Reform des diplomatischen Personals geworden ist. Es hieß vor einiger Zeit, das bürgerliche Element solle von nun an in der Diplomatie mehr als bisher verwendet und das diplomatische Examen solle nicht

Digitized by Google

mehr lediglich als eine Formalität behandelt werden. Hat Herr v. Tschirschky nach dem Muster seines durchlauchtigen Chefs nur daran „gedacht", oder hat er schon etwas getan, um diese Absichten zu verwirklichen? Nach dem neuesten Jahrgange des „Gothaischen Taschenbuches" sind gegenwärtig 108 diplomatische Beamte im Außendienste des Reiches beschäftigt. Von diesen 108 Beamten gehören 2 regierenden deutschen Häusern (Reuß und Lippe), 9 anderen fürstlichen Familien an, 29 Diplomaten sind gräflichen, 24 freiherrlichen und 31 einfachen Adels. Die Zahl der bürgerlichen Diplomaten beträgt zurzeit 5. Es sind dies die Gesandten Coates in Abessinien, Dr. Rosen in Marokko, Stemrich in Persien, Dr. Michahelles in Peru und der Legationssekretär Dr. Scheller-Steinwartz in New-York. Man sieht, daß von den 5 Bürgerlichen 3 verschämt in Weltwinkeln plaziert sind, wo Briefe sie nicht erreichen. Aber Herr Müller ohne Partikel leistet auch den unerläßlichen Handkuß und plaudert, wenn's not tut, mit der fossilsten Stiftsdame und der grünsten Komteß ganz, als ob seine Vorfahren gewerbsmäßig Bauern gelegt hätten. Die Hauptsache ist heute das Hirn und da die Aufgaben der Diplomatie sich in dem letzten halben Jahrhundert außerordentlich erweitert haben — man denke an die politische Entdeckung Amerikas und das Erwachen Ostasiens — so sollte man annehmen, auch der Kreis, aus dem sich die Diplomatie ergänzt, müßte außerordentlich erweitert werden, um die Chancen zu vermehren, daß der richtige Mann auf den richtigen Platz gelangt. Der Kaiser ist, wie uns der Kanzler versichert hat, kein Philister; der Kanzler ist, wie ihm Wilbrandt versichert hat, schrecklich vorurteilsfrei, Herr von Tschirschky möchte die Diplomatie reformieren, und doch bleibt alles beim alten. Warum? Weil ein Kampf gegen jene Kaste gewagt werden müßte, die jeden Fußbreit ihrer

Digitized by Google

Privilegien mit bewunderungswürdiger Zähigkeit zu verteidigen pflegt.

* * *

Soeben finde ich in den „Hamburger Nachrichten" die folgende Ausführung, die ich hier wiedergebe, damit meine Leser nicht glauben, daß ich als unverbesserlicher Nörgler alleinstehe. Sie knüpft an die Meldung italienischer Blätter an, laut welcher England und Italien bei jedem Ereignisse im Mittelmeer oder im Orient gemeinsam vorzugehen hätten und derzufolge bereits ein entsprechender Operationsplan zwischen der britischen und der italienischen Admiralität vereinbart ist. Das Hamburger Blatt schreibt:

ph. „Damit stimmt auch überein, daß König Eduard jüngst den italienischen Herrscher in einem offiziellen Toaste vor aller Welt als seinen „Verbündeten" gefeiert hat. Wenn auch noch nichts Sicheres über diese zwischen beiden Mächten getroffene Übereinkunft bekannt ist, so darf doch so viel als gewiß gelten, daß Italien, also unser Dreibundsalliierter, ausfällt, sobald England in einem europäischen Kriege auf die Seite unserer Gegner tritt. Daß letzteres aber bestimmt geschehen würde, daran zweifelt heutzutage wohl niemand mehr. Welche praktische Bedeutung das haben würde und was England durch die Heranziehung Italiens für seine antideutsche Politik gewonnen hat, wird sofort klar, wenn man bedenkt, daß in dem Augenblick, wo sich Italien vom Dreibunde lossagte und auf die Seite der gegen Deutschland koalierten Westmächte träte, wir nicht mehr auf die volle militärische Unterstützung seitens unseres anderen Verbündeten, Österreich-Ungarns, rechnen könnten, da dieses dann mindestens die Hälfte seiner Streitkräfte an der italienischen Grenze konzentrieren müßte. Einen noch größeren Erfolg der englischen Politik uns gegenüber aber würde

Digitized by Google

es bedeuten, wenn es England gelänge, noch mit Rußland weitergehende Abmachungen zu treffen, sei es auch nur in bezug auf Asien. Solange ein solches Abkommen zwischen beiden Mächten nicht erreicht und es andererseits auch nicht gelungen ist, Rußland mit Deutschland zu entzweien, läuft England stets Gefahr, daß Rußland irgend ein größeres Engagement Großbritanniens benutzt, um Indien, diesen empfindlichsten Punkt der englischen Weltherrschaft, trotz Japan zu bedrohen. Schon aus diesem Grunde wird England sich stets eine gewisse Reserve auch in der Betreibung seiner Pläne gegen Deutschland auferlegen, solange es Rußland nicht sozusagen in seiner Tasche hat und vor einer Kooperation des Zarenreiches mit Deutschland vollständig gesichert ist. Deshalb ist auch an dieser Stelle stets und mit Nachdruck die Notwendigkeit hervorgehoben worden, daß die deutsche Diplomatie alles daran setze, eine Verständigung zwischen England und Rußland tunlichst zu verhindern. Ob die Berliner Wilhelmstraße ihre Bemühungen darauf gerichtet hat, wissen wir nicht, nehmen es aber an, weil Fürst v. Bülow sich inzwischen wohl von der Irrigkeit seiner früheren Auffassung überzeugt hat, daß es im Interesse Deutschlands läge, wenn die zwischen England und Rußland vorhandenen Reibungsflächen durch Verständigung und Abkommen zwischen beiden Staaten vermindert würden."

Wenn diese Blätter im Druck erscheinen, wird vermutlich Näheres über die russisch-englische Entente bekannt sein. Schon heute scheint es festzustehen, daß die Abmachungen nicht allein Persien betreffen, sondern einen allgemeineren Charakter tragen. Solche Verhandlungen lassen sich, so geschickt sie auch geleitet werden mögen, nie ohne Opfer zu gutem Ende führen. Auch England muß Opfer bringen und man muß sich immer wieder fragen: Aus welchem Grunde ist England so opferwillig, zu welchem Zwecke

Digitized by Google

spinnt es nach allen Ländern seine Fäden? König Eduard macht, weil er leise und ohne Effekthascherei arbeitet — in der Thronrede wurde das Verhältnis zu Frankreich nicht mit einem Worte erwähnt — den Eindruck eines zielbewußten Mannes. Welcher leitende Gedanke schwebt ihm vor? Verfolgt man die englische Politik aufmerksam, so ergibt sich der Eindruck: L'Angleterre se receuille. Alle Zwistigkeiten werden beglichen, überall werden Beziehungen angeknüpft; es ist, als wolle man freie Hand haben. Wozu? zu einer Abrechnung mit Deutschland? Wer wills bejahen, wer verneinen? „Mögen es nur mißachtete Blätter sein wie die Saturday Review, welche rufen Germaniam esse delendam, welche ausrechnen, was jeder Engländer durch Vernichtung unserer Industrie und unseres Handels gewönne, symptomatisch sind solche Stimmen doch. Die Erinnerung ist in England nicht erloschen, daß seine Flotte 1650 bis 1713 Hollands Reichtum, 1713 bis 1815 Frankreichs Kolonialbesitz und Wohlstand vernichtete. Bei uns ist nicht vergessen, wie England sich bemühte, den Zollverein nicht zustande kommen zu lassen, wie es uns hindern wollte, die Hand auf Schleswig-Holstein zu legen, wie deutschfeindlich es 1870 war." (G. Schmoller, „Die wirtschaftliche Zukunft Deutschlands und die Flottenvorlage").

Jedenfalls ist es ein Meisterzug, wenn in diesem Augenblick das liberale Kabinett dröhnend Halleluja brüllt. Wenn König Eduard dem biederen Campbell-Bannerman diese Haltung suggeriert hat, dann ist er wirklich der Magus des Nordens. Denn dem unentwegten Parteibonzen kann man glauben, was man als Kundgebung eines konservativen Kabinetts nur höhnisch belächelt hätte. Es ist nicht ausgeschlossen, daß der liberale Premier aufrichtig ist. Man weiß nicht, wo hier der Cant beginnt, wo er aufhört und so bleibt der gesitteten Welt nichts übrig, als aus Leibes-

Digitized by Google

kräften einzustimmen in den Ruf: „Friede auf Erden und old England ein Wohlgefallen! Halleluja!“

Halleluja.

Und die Pazifizisten sprachen: „Es wird Friede sein zwischen den Völkern Europas“. Da sah ich ein Idyll, das mir Meister Thoma mit all seiner Einfalt und Herzlichkeit malen möge. In breitem Weideglück wird die mannigfach geartete Herde auf dem üppigen Wiesengrunde grasen, dem Lämmlein wird fürder kein arger Wolf das lautere Wasser trüben. Mit anständiger Mäßigung erquickt sich der sittlich geläuterte Isegrimm aus dem reinen Quell, nicht ohne nach der Letzung den gesänftigten Blick dankbar zum Himmel zu erheben. Geht Rotkäppchen vorüber, so läuft er dem Kind betulich entgegen, aber nur um Pfote zu geben. Meister Reinicke hat sich auch ernstlich gebessert; er ist nicht mehr so amüsant wie früher, doch ist er dafür bedeutend moralischer geworden. Der Bär, der sonst mit heiserem Gebrüll in die Hürden einbrach, beschränkt sich ganz auf Einübung neuer Pas und der Adler hat die Brieftaube gebeten, ihn in ihre Technik einzuweihen, weil er doch auch das Bedürfnis habe, sich nützlich zu machen. Es wird Friede sein zwischen den Völkern Europas, so sprechen Stead und Martens, Campbell-Bannerman und die Baronin Suttner und last not least der mit dem Nobelpreis ausgezeichnete rauhe Reiter Roosevelt.

Über das stets aktuelle Thema vom Weltfrieden ließe sich eine wirklich „erschöpfende“ Enquete anstellen, zu der wohl alle führenden Geister der Menschheit von Dante bis Dernburg ihr Scherflein beitragen würden. Aber vielleicht wären wir nach dem Defilieren der Meinungen so klug wie vorher. Die Dichter stehen sich in schroffster Subjektivität,

Digitized by Google

preisend und scheltend, gegenüber. Lamartine sang in der „Marseillaise de la paix“:

„Nations! mot pompeux pour dire barbarie!
L'amour s'arrête-t-il, où s'arrêtent vos pas?
Déchirez ces drapeaux: une autre voix vous crie:
L'égoisme et la haine ont seuls une patrie,
La fraternité n'en a pas“.

Nikolaus Lenau aber läßt seinen Waffenschmied singen:

„Friede hat das Menschenleben
Hold verwahrlost, sanft verwüstet;
Wie er seiner Tat sich brüstet!
Alles hängt voll Spinneweben“.

Und Hegel sagt: „Ewiger Friede wird oft als ein Ideal gefordert, worauf die Menschheit zugehen müsse. Allein der Staat ist Individuum und in der Individualität ist die Negation wesentlich enthalten“. Ein Staatsmann aber, Camillo Cavour, war es, der klagte: Hélas, les sociétés changent, mais ce coquin d'homme sera toujours le même“. Wer politische Arbeit leisten will, muß dieses lähmende Wort entschlossen von sich weisen, und die Sozialdemokraten zumal, diese unverbesserlichen Optimisten, werden es mit Rousseaudünkel belächeln, aber auch unter ihnen wird jeder Aufrichtige zugeben, daß die Menschen das alleinseligmachende Milieu erst schaffen müssen, bevor dieses neue Milieu die neuen Menschen schaffen kann, daß die Institutionen sich sehr langsam wandeln, daß der Typus Mensch sich entsprechend langsam umbildet und daß daher alle politischen Extasen zuerst überaus erhaben und dann ein wenig lächerlich wirken.

Ich muß, wenn ich Suttner-Reden lese, immer an ein Journalistenfrühstück in Paris denken, bei dem ein kleiner, rabenschwarzer Südfranzose auf einen scheidenden deutschen Kollegen toastete. „Je bois . . . “, so begann oder vielmehr

Digitized by Google

intonierte er jeden seiner wie Musik phrasierten Sätze. Das „Je bois“ immer voran, dann die oratorische Schleppe — es war, wie wenn ein König mit prunkendem Gefolge eine Marmortreppe emporsteigt — und schließlich „trank“ er unter dem frenetischen Beifall der Zuhörer auf „Hegels Philosophie“. Daß er sie noch weniger kannte als der Leser und ich, will ich leichten Herzens beschwören. Was hatte er eigentlich gesagt? Meine französischen Freunde hätten die Frage läppisch gefunden. Was sollte er denn sagen wollen ? Er hatte eine Arie gesungen. Bis, bis!

Die edlen Intentionen der Friedensschwärmer seien rückhaltlos anerkannt. Trotzdem wird ihre Tätigkeit nicht in jedem die Befriedigung auslösen, die ein idealistisches Beginnen, dem die Schlacken des Eigennutzes nicht anhaften, sonst wohl zu gewähren vermag. Der Aufwand an Wollen und Wünschen, Hoffen und Harren, Reden und Rühmen ist zu enorm, der Erfolg zu gering. Und so entsteht aus dieser Disharmonie zwischen den erregten Kräften und dem Ergebnis ihres Spieles für den ästhetisch Empfindenden ein Mißbehagen. Erfolge großen Stiles, die einzigen, die einen solchen Apparat rechtfertigten, werden die internationalen Veranstaltungen nie erzielen, denn dem Begriffe des Staates ist eben die Souveränität immanent und der Staat kann sie niemals einem externen Areopag abtreten. Um Lappalien aber führt man heutzutage ohnehin keine Kriege.

Indessen, die Friedensfreunde können den Ungeduldigen zurufen: „Laßt uns Zeit, la vérité est en marche. Was heute Utopie ist, kann morgen Menschheitsbesitz sein, nur müßt Ihr das Heut und das Morgen nicht zu vierundzwanzig Stunden rechnen“. Wer wollte Utopisten schelten! Wo wäre die Welt, wenn sie nicht Utopisten getragen hätte?! Aber es gibt gewisse Dinge, die nun einmal zur conditio generis humani gehören und dieser Dinge eines scheint der Krieg zu sein.

Digitized by Google

Ob die Enttierung des Menschen je so weit gelingen wird, daß jeder Zwist, privater und öffentlicher, in Form Rechtens ausgeglichen werden kann? Der Gedanke ist schön und häßlich zugleich. Würdevolle Selbstbeherrschung, die eigenes Recht mild üben, fremdes streng achten lehrt, ist schön. Wie aber, wenn das Gesetz dem listigen Schurken gegenüber versagt? Wenn wider einen brutalen und tückischen Feind Selbsthilfe zur Pflicht wird! Dem Gegner nicht mehr Mann gegen Mann mit blitzendem Auge und geballter Faust gegenüberstehen? In manchen Augenblicken unserer eingeschnürten Zeit ist die Vorstellung, daß man den Urstand der Natur heraufbeschwören und einen grimmig Gehaßten zu Boden schlagen kann, die einzige Rettung. Und solange diese Gefühle in uns wühlen, wird auch der Krieg wiederkehren. Wir meinen, die Friedensapostel verkennen die menschliche Natur vollständig und der grobe psychologische Irrtum verstimmt uns, weil wir fürchten, so viel Verblendung sei nicht ohne gefliſſentliche Selbsttäuschung möglich. Diese Unehrlichkeit aber dürfen wir bei denen, die einem hohen Ziele uneigennützig zustreben, nicht voraussetzen. Ein Dilemma!

Ein Dilemma freilich, aus dem der Ausweg winkt, der Mensch sei ja nicht unveränderlich, in Aeonen werde er eben alle Wildheitsatavismen abgelegt haben und gänzlich domestiziert sein. Ob das Leben, wenn es so gesichert ist, auch noch lebenswert sein wird? Ein Netz von Schienensträngen ist über die Kontinente gespannt und das Posthorn tönt nicht mehr durch die Sommernacht, aber die Poesie, für die romantisch Gestimmte fürchteten, ist uns geblieben. Dennoch ist es nicht völlig gelungen, aus dem Leben die Gefahr auszuschalten, eines der Elemente, die dem Dasein Reiz und Wert geben, eine tiefe Quelle der Dichtkunst.

Wie nun, wenn der Mensch den Menschen nicht mehr bedroht,

Digitized by Google

es sei denn auf Stempelpapier? Die in Aussicht stehende allgemeine Hallelujasanftmut hat etwas unsagbar Niederdrückendes. Ich höre gern vom Gott, der Eisen wachsen ließ, und lausche entzückt, wenn Edmond Rostand ein Heldenlied trällert. Aber natürlich kann der Friedensfreund sagen: Diese melodramatische Betrachtung ernster Fragen gefällt mir nicht. Blicke, lieber Schriftsteller, der Du — vielleicht um einer mehr oder minder gelungenen Tirade willen — den Krieg rühmst, auf eine Ebene voll schwellender Saaten, auf ein Dorf im Arbeitsfrieden und frage Dich, ob nicht das Unglück, das der Krieg bringt, so furchtbar ist, daß alles geschehen muß, um solche Greuel zu verhindern. Ist die Schlacht von Sedan die Tränen einer Mutter wert? Wiegt sie sie auf in der Wagschale, die — vielleicht — der Ewige hält?

Darauf erwidere ich: Ich verteidige den Krieg nicht, der in seiner heutigen Form sicher mehr gräßlich als grandios ist. Aber Ihr könnt ihn nicht abschaffen, ohne den Menschen, wie er ist, abzuschaffen. Soll dem Knaben nicht mehr gesagt werden, es sei die höchste Ehre, für das Vaterland zu sterben? Ja, was soll ihm sonst gesagt werden? Soll man ihm von den Gedanken sprechen, die auf Taubenfüßen kommen und die Welt umwandeln? Das frommt dem Jüngling nicht: ihm gebührt die Sehnsucht nach der Tat. Soll man ihm raten, für das Vaterland zu — leben? Das streift bedenklich ans Parodistische. Die Bereitschaft zum Sterben ist nun einmal die höchste Lebensleistung. Eure Bestrebungen setzen das Ideal eines Menschen und eines Volkes voraus, das mir kein Ideal ist. Ihr wollt den Menschen, der durch Güte stark ist; ich will den starken Menschen, der gut ist, wie er etwa einen schönen Schmuck trägt. Also erkenne ich in Eurer Verfriedlichung eine Verschlechterung der Menschheit.

Digitized by Google

Doch beugt nicht Spiel und Sport einer solchen vor? Auch Spiel und Sport bedarf eines letzten Zieles. Das griechische Wort „Agon" bedeutet Kampfspiel und ernsten Kampf. Und solange ritterliche Übung gepflegt wird, wird Kampfesmut gepflegt und Zündstoff zu Kriegen gehäuft.

Und wenn die Könige nicht mehr delirieren und die Völker sich wie Pyramus und Thisbe durch die Grenzwand Zärtlichkeiten zuflüstern, ist dann das tausendjährige Reich angebrochen? Schwerlich. Der Anblick des zuckenden Rußland hat es uns bewiesen. Aufruhr nach Aufruhr, der heute hier niedergeworfen, morgen dort entbrennt, wo die Bedingungen die gleichen sind. Was tut dazu die Friedenspredigt? Dadurch, daß aus den internationalen Kriegen endemische werden, wird sie gegenstandslos. Es ist ein prachtvoller Fortschritt, wenn zwei Menschen, statt einander Faust gegen Faust zu bedrohen, sich in selbstvernichtender Wut die Gedärme aus dem Leibe reißen! Demgemäß scheint mir soziale Wirksamkeit innerhalb des eigenen Volkes weitaus wichtiger, als die kosmopolitischen Verbrüderungen. Sie gewährt allerdings — weniger Resonanz. Aber gerade das stille Wirken entbehren wir, gerade seiner bedürfen wir.

Daß die Regierungen die Bewegung begünstigen, ist verdächtig, aber begreiflich. Der sanfte Heinrich als Normaltypus ist allen Regierenden willkommen. Wie sagte doch der österreichische Diplomat, der die Einsetzung des Haager Kongresses das größte Friedensereignis des vergangenen Jahrhunderts nannte? „Es gilt, die Ausbrüche des menschlichen Unmuts zu verhüten!" Seit jeher eine Regierungssorge. Wie angenehm, wenn die Regierten garnicht mehr imstande wären, Unmut zu empfinden oder wenn sie ihn mindestens nur in den gesitteten, säuberlichen Formen des Instanzenganges zum Ausdruck brächten! Die Friedensbewegung schwächt das Individuum und ist daher allen

Digitized by Google

Regierenden, sofern sie solcher Überlegungen fähig sind, sehr willkommen. Eine Millionenbevölkerung loyaler Automaten ist doch immer noch das Ziel aller denkenden Staatsmänner. Köstlich ist übrigens — es sei nur nebenbei bemerkt — die in allen Staaten eingebürgerte ministerielle Logik. Erstes Dogma: Kriege entstehen heute nur noch durch die Völker. Wenn sie entstehen, so geschieht es, weil die nationale Leidenschaft stärker ist als die Weisheit des Monarchen. Zweites Dogma: Wir haben nun schon so lange Frieden, folglich müssen wir ... dem Monarchen danken, der ein Friedensfürst ist. Er lebe hoch, hoch, und zum dritten Male hoch!

* * *

Der Friedenskongreß, der in diesem Sommer wieder schrecklich tagen wird, hat bereits vor seinem Zusammentritt einen vollen Erfolg erzielt: er wirkt außerordentlich beunruhigend. Die Aussicht auf diesen Kongreß hat das internationale Mißtrauen ganz erheblich gesteigert. Immer wieder wird die Frage aufgeworfen, ob das Thema der Abrüstung auf die Tagesordnung gelangen werde oder nicht. Man behauptet, England werde darauf bestehen, England, das soeben eine Reorganisation der Landarmee beschlossen hat und den „Indomitable" von Stapel laufen ließ. England, das nichts zu fürchten hat, weil seine Flotte den beiden vereinigten nächststärksten Flotten überlegen ist und nun natürlich gegen eine Verewigung dieser Relation und die aus ihr resultierenden bedeutenden Ersparnisse nichts einzuwenden hätte. Ein Lamormain-Gedanke, der verwünscht gescheit, aber doch auch herzlich dumm zu nennen ist. Wie denkt man sich die Einschränkung der Rüstungen? Soll die Bevölkerungsziffer über die Präsenzstärke entscheiden? Und soll die Bevölkerung der Kolonien mitgerechnet werden oder nicht? Wenn die Frage bejaht wird, so müßte die englische Armee im Verhältnis zur

Digitized by Google

deutschen wie 400 zu 60 bemessen werden, da England mit seinen Kolonien 400 Millionen, Deutschland mit seinen Kolonien nur 65 Millionen Einwohner zählt. Unsinn, Deutschland wird sich bedanken. Wenn die Frage verneint wird, so müßte die französische Armee im Verhältnis zur deutschen wie 40 zu 60 bemessen werden, da Frankreich ohne seine Kolonien gegen 40 Millionen, Deutschland gegen 60 Millionen Einwohner zählt. Unsinn, Frankreich wird sich bedanken. Und wie steht es denn mit den anderen Mächten? Japan muß weiter rüsten, Amerika muß weiter rüsten, Rußland muß weiter rüsten. Der Kampf um das Stille Meer wird gekämpft werden, weil Japan durch Übervölkerung zur Expansion gedrängt wird und weil andererseits die Amerikaner das Stille Meer als ihre natürliche Domäne betrachten. Der englische Publizist Archibald R. Colquhoun erklärt in seinem Buche „The Mastery ot the Pacific", es sei „die" Frage des zwanzigsten Jahrhunderts, wer die Herrschaft über das Stille Meer gewinnen werde; der Amerikaner Hubert H. Bancroft hat in seiner imperialistischen Kampfschrift „The New Pacific" die Ansprüche Amerikas mit jankeehafter Unverfrorenheit proklamiert. Das Motto des Buches lautet: „Wir waren die ersten, die auf dem Stillen Meere vorgedrungen sind". Er ignoriert die Seefahrten der Portugiesen, Holländer und Engländer, weil er, wie Paul Dehn in seinem lehrreichen Buche „Weltwirtschaftliche Neubildungen" witzig bemerkt, zu jenen Intellektuellen seines Volkes gehört, die immer wieder versichern, daß sie für tote Menschen nicht das geringste Interesse haben. Aber Herr Bancroft steht mit seiner Auffassung nicht allein. „Unser hauptsächlichster Handel", so äußerte schon 1900 Senator Beveridge, „wird in Zukunft nach Asien gerichtet sein. Der Stille Ozean ist unser Meer. Auf Chinas Handel werden wir unsere

Digitized by Google

kommerzielle Zukunft zu gründen haben." Ende April 1902 erklärte Staatssekretär Shaw, daß die Union die ganze westliche Halbkugel, einschließlich der vom Stillen Meer bespülten Länder und Inseln, überwachen wolle. Etwas gemäßigter drückte sich Staatssekretär Hay aus, als er im November 1901 die Monroedoktrin verherrlichte und von den nordamerikanischen Interessen im Stillen Meere sagte, sie seien so groß, wie die irgend einer anderen Macht und ihre Entwickelung sei unbegrenzt. Dagegen verkündete Anfang Mai 1903 Präsident Roosevelt selbst, daß die künftige Herrschaft über das Stille Meer der nordamerikanischen Union gebühre. Hier kollidieren vitale Interessen, und deshalb kann weder Amerika noch Japan daran denken, seine Rüstungen einzustellen.

Die gesamte Diplomatie hält heute den Krieg zwischen Japan und Amerika für unvermeidlich und die Konsequenzen eines solchen Konfliktes sind völlig unabsehbar. Angesichts dieser Konjunktur kann kein verantwortlicher Politiker einen etwaigen Abrüstungsvorschlag Englands ernst nehmen. Deshalb brauchen wir uns auch garnicht zu ereifern, und es wäre gänzlich falsch, wenn Deutschland, sobald dieser Punkt nur auf das Programm gesetzt wird, die Flöte niederlegen und aus dem Konzert ausscheiden wollte. Das wäre — ein „nationales" Blatt schlug es neulich vor — das Dümmste, was wir tun könnten und unsere Gegner würden sich nur ins Fäustchen lachen, wenn wir so handelten. Man hätte dann unsern bösen Sinn erkannt und Deutschland würde als die Ate, die Zwietrachtstiftende, unabläßig geschmäht und verdächtigt werden. „Vom Reden kommt Reden", sagt der Kaufmann. Warum sollen wir nicht mit uns reden lassen, da wir ja doch ganz sicher sind, daß der Philanthropie in der Politik nur ein sehr eng begrenztes Gebiet zugewiesen werden kann? Wir können uns auf

Digitized by Google

dem Haager Kongreß so friedfertig gebärden, wie wir in Wirklichkeit sind, und brauchen keineswegs martialisch den Schnurrbart zu sträuben; unser Vertreter hat nur die eine Aufgabe, sich nicht isolieren zu lassen. Dafür, daß über die Einschränkung der Rüstungen nichts vereinbart wird, was unsere Bewegungsfreiheit behindern könnte, dafür wird die Logik der Dinge sorgen. En passant sei noch bemerkt, daß die Auffassung, die nur in den stehenden Heeren und ihrer Präsenzziffer die Kriegsrüstung erblickt, eine recht oberflächliche ist. Die Kriegsrüstung setzt sich aus unendlich vielen Faktoren zusammen, über die einer internationalen Behörde niemals ein Aufsichtsrecht zugebilligt werden kann.

Ein zweiter Gesichtspunkt, der gelegentlich als „praktisch" und „realpolitisch" bezeichnet wird, ist der, daß die Feindseligkeiten erst eine bestimmte Frist nach Abbruch der diplomatischen Beziehungen beginnen sollen. Mit Recht bemerkt hierzu der ehemalige Gesandte v. Brandt in einem Aufsatz der „Neuen Freien Presse", es heiße dies eine Prämie auf ungenügende Kriegsvorbereitung setzen. Man vergegenwärtige sich nur, wie Japan sich verhalten hätte, wenn der kalifornische Konflikt nicht — einstweilen — beigelegt worden wäre. Es hätte die Philippinen überrumpelt und vielleicht eine Landung in Kalifornien gewagt, aber schwerlich aus Rücksicht auf irgend welche völkerrechtlichen Vorschriften auch nur eine Stunde lang gewartet. Verträge werden eben immer mit dem stillschweigenden Vorbehalt geschlossen, daß sie in dem Augenblick gelöst werden, wo sie vitalen Interessen des betreffenden Staates widersprechen.

Gewiß, es mag sich erreichen lassen, daß im Haag auch ein wenig nützliche Arbeit geleistet wird. Aber der Berg gebiert nur ein Mäuslein. Fast die ganze Masse der Akten, Reden und Noten ist „schätzbares Material", das die rauhe

Digitized by Google

Wirklichkeit der Dinge nicht im mindesten ändern wird. Der Staat ist Macht und aus dieser unbestrittenen historischen Wahrheit müssen wir die Konsequenz ziehen. Diese Konsequenz lautet: Trotz aller Friedensschalmeien brauchen wir auf absehbare Zeit ein starkes Heer und eine aktionsfähige Flotte.

Die Sozialisierung des Heeres.

Der Ausdruck „Die Sozialisierung des Heeres" mag dem Leser zunächst als ein leeres Gefäß erscheinen: die folgenden Ausführungen sollen die Form füllen. Das Heer zeigt heute dem Betrachter manche Züge, die ich antisozial nenne, weil sie den Anschauungen des Volkes, soweit dieses sich als eine Kulturgemeinschaft fühlt, widersprechen. Ich will, um nicht ins Blaue zu reden, solche Züge aufzählen.

Wir Nörgler wiederholen uns immer, das läßt sich nicht leugnen. Aber warum wiederholen wir uns? Weil wir Mißbräuche ausrotten wollen und weil von diesen das Sprichwort gilt: „Unkraut vergeht nicht." Die Mißbräuche sind zählebig; sie überdauern den einzelnen Menschen und erreichen das Alter von Papageien oder Elefanten. So sind wir armen Nörgler gezwungen, immer wieder dasselbe zu sagen, bis endlich die Idee, der wir dienen, den „Widerstand der stumpfen Welt besiegt." Das Wiederholen macht uns kein Vergnügen — es gibt kaum eine ödere Arbeit als die, denselben Gedanken immer wieder aufs neue zu formulieren — und was dem Schriftsteller kein Vergnügen macht, das langweilt den Leser meist ganz entsetzlich. Denn Fontane sagt mit Recht: „Der Schaffende muß fröhlich sein." Aber es hilft nichts.

Soldatenmißhandlungen . . . muß denn immer wieder davon gesprochen werden? Leider ja. In jüngster Zeit

Digitized by Google

ist wieder ein Unteroffizier zu drei Monaten, ein Wachtmeister zu einem Jahr Gefängnis verurteilt worden. Jener hatte über 300, dieser über 600 Mißhandlungen begangen. Nun gut, denkt der Leser, die beiden Prügelknechte sind bestraft worden; was soll denn noch geschehen? Zunächst scheinen mir die Bestrafungen lächerlich milde. Ich habe einmal in einem Leitartikel einen hohen Beamten beleidigt; nicht einmal mit einem Schimpfwort, sondern lediglich durch eine ironisch gefärbte Beurteilung seiner Tätigkeit; der Staatsanwalt beantragte sechs Monate Gefängnis. Wenn man die Strafzumessungen vergleicht, wird man finden, daß Preßvergehen in Deutschland sehr hart, Soldatenmißhandlungen sehr milde beurteilt werden. Ob diese Tatsache uns ein hohes Kulturniveau zuweist? Auch daran kann man denken, wie rigoros die unbedeutendsten Eigentumsverletzungen bei uns bestraft werden. Man kann Hunderte von jungen Männern, die des Königs Rock tragen, bis aufs Blut quälen und die Strafe fällt noch nicht so schwer aus, als wenn man aus einem Bäckerladen ein Paar Semmeln stiehlt. Ja, aber bei einer Beamtenbeleidigung steht die Autorität des Staates auf dem Spiele, bei dem Semmeldiebstahl die Unantastbarkeit des Eigentums! Und wird etwa bei einer Soldatenmißhandlung kein höheres, kein allgemeines Interesse geschädigt?

Indessen es sei; wir wollen annehmen, daß die Urteile gerecht gewesen seien. Wir wissen ja, daß Schuld und Strafe inkommensurable Begriffe sind und sich nicht gegen einander abwägen lassen. Doch noch ein anderer Umstand ruft unsere Aufmerksamkeit wach. In beiden Fällen haben die Gerichte von der Degradation abgesehen, und zwar in dem einen Fall mit der seltsamen Begründung, daß der Unteroffizier nicht „aus Lust am Schinden", sondern „in guter Absicht" gehandelt habe. Und hier muß die Kritik einsetzen.

Digitized by Google

Der bestrafte Unteroffizier hat gewissermaßen vom Gericht eine Ehrenerklärung erhalten, seine Intentionen sind gelobt worden. Die Ablehnung der Degradation zeigt, daß das Gericht das Verhalten der Angeklagten nicht ehrenrührig findet und wer diese Prozesse in der Presse verfolgt, der wird bald bemerken, daß fast niemals die Degradation ausgesprochen wird. Die Anschauung des Offizierkorps erblickt in der Mißhandlung nichts Ehrenrühriges.

Das ist nicht so unnatürlich, wie es auf den ersten Blick scheint, denn im deutschen, speziell im preußischen Heere besteht nun einmal die Tradition der Fuchtel. Die Fuchtel war den Angeworbenen gegenüber unentbehrlich; als nun aber die allgemeine Wehrpflicht an die Stelle des Werbesystems trat, blieb die Tradition bestehen. Nirgends ist die Macht der Tradition stärker als in der Armee. Es muß also der Versuch gemacht werden, an die Stelle der schlechten alten eine gute neue Tradition zu setzen. Der König „verleiht" ja sogar gewissen Regimentern Traditionen, warum sollte er nicht versuchen, eine neue Tradition zu schaffen? Er könnte es, denn nach den Anschauungen der Armee ist der König der Quell der Ehre. Seine Ansichten über den point d'honneur sind maßgebend. Wenn nun der König erklärte: „Jede Mißhandlung ist in meinen Augen ehrenrührig, ich will in meiner Armee keinen Offizier dulden, der einer Mißhandlung überführt ist und ich halte es auch Unteroffizieren gegenüber für selbstverständlich, daß in solchen Fällen stets auf Degradation erkannt wird", dann würde sich diese Auffassung bald im Offizierkorps — und damit auch im gesamten Heere — einbürgern. Heute sehen die Offiziere in einer Mißhandlung nur den erzieherischen Zweck, nicht die Brutalisierung eines Wehrlosen. Ihr Urteil muß geklärt, ihr Empfinden geläutert werden. Wenn aber die Gerichte nicht auf Degradation erkennen, dann wird das

Digitized by Google

Empfinden der Armee verwirrt. Nur eine Ehrenstrafe kann abhelfen; denn der Begriff der „Ehre" ist nun einmal das moralische Fundament unserer Armee. Der heiklen Aufgabe, dieses Fundament näher zu prüfen, will ich heute nicht nachgehen; der Politiker muß die Dinge nehmen, wie sie sind, und kann nur an ihnen bessern.

Wird der Kampf gegen die Mißhandlungen mechanisch wie bisher betrieben, so wird er erfolglos bleiben. Immer wieder werden die Minister den Parlamenten versichern, daß wir bald am Ziele seien und immer wieder werden krasse, peinliche Fälle ihren Optimismus dementieren. Der Kampf muß psychologisch geführt werden; aus der Erkenntnis der Seele der Armee heraus, und dann wird er auch gelingen. Hier ist eine der nicht sehr zahlreichen Gelegenheiten, wo der Monarch — und nur er — segensreich wirken kann. Er hat die Macht, gewiß auch den guten Willen; nur fehlt es augenscheinlich den Ratgebern an der Einsicht in die Natur der Krankheit. Die Mißhandlung des Untergebenen muß als ein infamierendes Vergehen gebrandmarkt werden, oder sie wird nie aus der Armee verschwinden.

Und was das Schlimmste ist: die Mißhandlungen untergraben die Disziplin. Neulich ist ein Gefreiter wegen tätlichen Angriffs auf einen Vorgesetzten mit zehn Jahren Gefängnis bestraft worden. Es wäre den Volksvertretern zu empfehlen, sich grundsätzlich über die Vorgeschichte solcher Fälle zu informieren. Ein Gefreiter kennt die Kriegsartikel und wenn er sich zu einem tätlichen Angriff auf einen Vorgesetzten hinreißen läßt, so gehört er ins Irrenhaus oder . . . der Vorgesetzte hat die Disziplin untergraben. Es gibt eine ganze Anzahl solcher Vorgesetzter. Fort mit ihnen und vor allem: Fort mit der Fuchtel! Es gibt zwar noch Pädagogen, die die körperliche Züchtigung dem Kinde gegenüber für unentbehrlich halten; es gibt noch Terroristen, die

Digitized by Google

für gewisse Verbrechen die Prügelstrafe anempfehlen. Im Hause, in der Schule, in der Lehre wird die preußische Tradition der Fuchtel noch unentwegt geübt. Trotzdem aber wird niemand leugnen, daß der Geist unseres Volkes und unserer Zeit (der Geist unseres Volkes in unserer Zeit) die Züchtigung generell verwirft. Uns bürgerlich Empfindenden scheint ein solcher Roheitsakt der militärischen Pädagogik antisozial. Er beschwert das Gewissen der deutschen Kulturgemeinschaft, er beschämt uns dem Auslande gegenüber, er schafft und verschärft als Ausdruck unerträglicher Kastenüberhebung den Klassenhaß, den wir gern ausrotten möchten.

Dann erwähne ich die „mildere" Form der Mißhandlung: die Beschimpfung. Vor kurzem wurde ein drollig-charakteristischer Fall erzählt. Ein Soldat der Schutztruppe kehrt nach Deutschland zurück. Er meldet sich auf dem Bezirkskommando und hier tönt es ihm in den Lauten der geliebten Muttersprache entgegen: „Kerl, nehmen Sie die Flossen zusammen!" Er erwidert anatomisch korrekt, militärisch anstößig, er habe keine Flossen, sondern Arme und Beine, wird wegen Insubordination vor ein Kriegsgericht gestellt und nur deshalb freigesprochen, weil ein Stabsarzt, der ein satirischer Schelm ist und das Herz auf dem rechten Fleck hat, als Sachverständiger erklärt, der Angeklagte habe unter dem Einfluß des Tropenkollers gehandelt. Das Benehmen des Leutnants, der unter dem Einfluß des Kommißkollers gehandelt zu haben scheint, dünkt uns antisozial; wir wollen den Menschen als solchen geachtet sehen, auch wenn er Untergebener ist, und der Rüpelkomment soll beseitigt werden, wo es auch sei. Wäre der kollernde Leutnant eine Einzelerscheinung, so dürften wir den Fall ignorieren. Er ist aber typisch.

Disziplin ist unerläßlich; ein Heer ohne Disziplin ist eine staatsgefährliche Bande. Aber der Begriff darf nicht

Digitized by Google

überspannt werden. Alle Vergehen und Verbrechen, die nicht die Disziplin unmittelbar berühren, müssen dem bürgerlichen Gericht anheimfallen. Die Strafverschärfungen, die den Delinquenten treffen, weil er des Königs Rock trägt, wirken verwirrend und irreführend. Aber sie stärken den esprit de corps, wenden die Militaristen ein. Das ist durchaus nicht wünschenswert, erwidern wir. Der Soldat soll nicht auf den Bürger wie der Normanne auf den Angelsachsen herabsehen; in einem „Volk in Waffen" fehlt zu dieser Selbsteinschätzung jede Berechtigung. Die Strafverschärfungen verstoßen gegen das Prinzip der Gleichheit vor dem Richter, sie wirken antisozial.

Betrachten wir nun das Offizierkorps als solches.

Vor kurzem hat ein Leutnant vor seinen Richtern die freche Äußerung gewagt, wenn er sich mit allen Ehemännern schießen müsse, mit deren Frauen er verkehre, dann habe er überhaupt nichts anderes zu tun. Wir übersehen durchaus nicht, daß die Auffassung der Ehe sich in allen Volksschichten lockert; indessen ein so schamloser Zynismus gedeiht nur in der Treibhausatmosphäre des Standesprivilegs. Der dumme Junge glaubt, das Portepee verpflichte ihn zu ritterlichen Alkovenleistungen und berechtige ihn zu einer Sondermoral. Sein antisoziales Verhalten ist nur eine giftige Blüte dieses mit Dünkel gedüngten Bodens.

Im Offizierkorps werden adlige und bürgerliche Offiziere nicht nach denselben Normen behandelt. Die Garde, die „bevorzugten" Regimenter, gehören dem Adel, der Adel avanciert rascher, er bildet die Umgebung des Kriegsherrn. Die bürgerlichen Offiziere sind Offiziere zweiter Klasse. Dieses Regime ist ungerecht, also antisozial. Natürlich schädigt es auch die Leistungsfähigkeit der Armee. Vor allem aber ist die Tatsache, daß der König von Preußen nur von adligen Flügeladjutanten umgeben ist (Morgen

Digitized by Google

war die einzige Ausnahme), auch politisch überaus wichtig. Vermutlich würde Preußen, wenn das Milieu des Königs ein anderes wäre, sich weit freier entwickelt haben.

Dies sind die Gesichtspunkte, unter denen eine Armeereform dringend wünschenswert wäre. Humane Behandlung der Mannschaften, Beschränkung der militärgerichtlichen Kompetenzen, Umbildung der Standesmoral, tatsächliche — nicht nur formelle — Gleichstellung der bürgerlichen mit den adligen Offizieren unter besonderer Berücksichtigung der Umgebung des Kaisers. Bei eingehender Prüfung lassen sich diese Gesichtspunkte vermehren — ich erinnere nur an die Boykottierung der Juden — und aus dem Prinzip des Volksheeres ableiten. Ein Sachkenner, etwa Oberst Gädke, sollte sich des Themas einmal annehmen. Mir genügt es, hier eine Anregung zu geben.

Die Sozialisierung des Heeres ist eine ungemein wichtige politische Angelegenheit. Denn, wie die internationalen Dinge nun einmal liegen, brauchen wir ein starkes Landheer und eine aktionsfähige Flotte. Das muß auch der Radikalste einsehen und erst dann ist ein dauerndes Zusammengehen des Liberalismus mit der Sozialdemokratie möglich, wenn die Sozialdemokratie sich entschließt, die Forderungen der Landesverteidigung prinzipiell und pragmatisch anzuerkennen. Diese Anerkennung wird nicht ausbleiben, wenn das Heer, soweit sein Zweck es erlaubt, zu einer volkstümlichen Institution umgeschaffen wird. Dann ist der liberal-sozialdemokratische Block möglich, denn den Zukunftsstaat können wir der Evolution überlassen. Dieser Block wird und muß sich bilden, denn die Liberalen wie die Sozialdemokraten werden über kurz oder lang einsehen, daß sie einzeln machtlos sind. Die Zukunft des Liberalismus ist also mit der Sozialisierung des Heeres eng verbunden.

Digitized by Google

Mehr Lassalle!

Am 31. August 1864 erlosch der politische Meteor, der Ferdinand Lassalle heißt. Wenn heute an sein Wirken erinnert wird, so geschieht es, weil der Ruf: „Mehr Lassalle!“ eine Forderung der Stunde geworden ist. Die Sozialdemokratie kann und muß aus der Erinnerung an die Persönlichkeit dieses Mannes die Anregung und die Kraft zu der Einkehr und Umkehr gewinnen, die für sie selbst unerläßlich ist, wenn sie nicht, isoliert und ohnmächtig, zur Sekte erstarren soll. Für die nächste und für die fernere Zukunft Deutschlands ist es entscheidend, ob Lassalles Tatgenie die Sozialdemokratie wieder zu beleben vermag oder ob sie im marxischen Dogmatismus verknöchern will. Die Eigenschaften Lassalles, die heute zu uns sprechen sollen, sind diese: der wache Sinn für die politische Wirklichkeit, dann, eng mit ihm verbunden, sein starkes nationales Empfinden, ferner die dankbare und gläubige Verehrung der Wissenschaft und endlich die verständnisvolle Weite seines Wesens. Alle diese Eigenschaften drohen der heutigen Sozialdemokratie abhanden zu kommen und in diesem Sinne kann die Betrachtung der Persönlichkeit Lassalles erzieherisch wirken.

Es mag befremden, daß ein Schriftsteller, der sich zur bürgerlichen Ordnung bekennt, dieses Thema wählt. Der Grund liegt darin: der Liberalismus ist auf die Sozialdemokratie, die Sozialdemokratie auf den Liberalismus angewiesen. Beide Parteien werden dies, wie es schon oft geschehen ist, in der Öffentlichkeit hartnäckig und erbittert leugnen, aber diese Hartnäckigkeit, diese Erbitterung bezeugen nur, daß eine wunde schmerzhafte Stelle berührt ist, und unter vier Augen geben die Einsichtigen aus beiden Lagern zu, daß die Hoffnung auf eine freiheitliche Entwickelung in Deutschland auf unabsehbare Zeit vertagt werden muß,

Digitized by Google

wenn nicht Liberalismus und Sozialdemokratie sich entschließen, getrennt zu marschieren, aber vereint zu schlagen. Einem billigen Einwande sei von vornherein die Beweiskraft bestritten, dem nämlich, daß Lassalle bei seinen Lebzeiten die damalige Fortschrittspartei auf das heftigste befehdet habe und daher auch heute, wenn er noch unter uns wandelte, die Liberalen bis aufs Messer bekämpfen würde. Zeiten und Parteien haben sich geändert; der entschiedene Liberalismus weiß heute sehr genau, daß der Arbeiter sich nicht mehr als Kanonenfutter benutzen läßt, und daß sich das Proletariat nicht mehr zum Chorus für die bürgerlichen Helden hergibt. Er weiß, daß der Arbeiter nur für die Macht seiner Klasse kämpft und daß die Interessen dieser Klasse in mancher Hinsicht zu denen der bürgerlichen Gruppe in schroffem Gegensatz stehen, aber er weiß auch, daß es zunächst gilt, die Reaktion niederzuringen, sie für alle Zeit unmöglich zu machen und daß dieser Kampf nicht gelingen kann, wenn die Sozialdemokratie und der Liberalismus sich nicht in einer „Entente" vereinigen. Eine solche Entente schließen ja auch Völker miteinander, wie etwa Frankreich und England, zwischen denen doch Interessengegensätze in Fülle vorhanden sind. Sie ist ein politischer Zweckverband. Er wird vereinbart, um einen gemeinsamen Gegner niederzuwerfen, niederzuhalten, unbeschadet der eigenen Prinzipien, der eigenen Forderungen, der eigenen Ziele.

Die Sozialdemokratie hat bisher geglaubt, den Vers zur Richtschnur wählen zu können: „Wer sich an and're hält, dem wankt die Welt; wer auf sich selber ruht, steht gut." Den gleichen Gedanken hat Schiller mit den Worten ausgesprochen: „Der Starke ist am mächtigsten allein" und Ibsen hat den Satz in die Formulierung überspitzt: „Der stärkste Mann ist der, welcher allein steht." Aber so erfreulich die männliche Kraft dieser Anschauung ist, sie erweist

Digitized by Google

sich doch als irrig, wenn sie sich aus dem individuellen Bekenntnis zur allgemein gültigen Norm wandeln will; Geschichte und Leben widerlegen sie. Bismarck war wahrlich ein Mann, dessen Kraft noch niemals überboten wurde, seit Menschen auf diesem Planeten mit einander ringen, und er sprach doch das vorsichtige Wort aus: „Die Basis des konstitutionellen Lebens ist das Kompromiß." Wir dürfen hinzufügen: nicht allein des konstitutionellen, sondern allen politischen Lebens. Für Deutschland aber besonders gilt diese Formel mit streng bindender Kraft. In einem Lande, dessen Bevölkerung 60 Millionen zählt, — Millionen, die dem politischen Leben täglich mehr gewonnen werden — in einem solchen Lande kann keine Partei eine Alleinherrschaft ausüben; wenn sie in einem Schmollwinkel steht, wird sie nur lächerlich, wenn sie sich von allen anderen abschließt, als wären es Aussätzige, wird sie engherzig und hochmütig erscheinen. Sie bedarf der Bundesgenossen und wenn sich dies theoretisch nicht erweisen ließe (denn den Beweis kann nur der Gang der Ereignisse liefern), so ist es doch praktisch durch die letzten Reichstagswahlen bereits erwiesen worden. Die Sozialdemokratie hat eine Viertelmillion Stimmen gewonnen und ist doch besiegt und in ihrer parlamentarischen Wirksamkeit schwer geschädigt worden. Und die Schlappe hätte sich noch verschlimmert, wenn das Zentrum klug genug gewesen wäre, sich nicht durch Bündnisse mit der Sozialdemokratie nach „oben" hin zu kompromittieren. Wer will angesichts eines solchen Ergebnisses der Partei dazu raten, sich auch künftighin im Turm ihrer Dogmen einzusperren und die Zugbrücken emporzuziehen? Auch die stärkste Festung ist einnehmbar und auch Parteien gegenüber ist eine Umzingelung möglich. Eine Partei, die sich in sich selbst zurückzieht, muß sich auf die Defensive beschränken; eine Partei, die sich auf die Defensive beschränkt, verkümmert.

Digitized by Google

Der Wille zur politischen Macht ist in der Sozialdemokratie erstaunlich schwach, der Sinn für politische Realität erstaunlich stumpf und darum müssen wir heute rufen: „Mehr Lassalle!" Wir wollen diesen genialen Agitator, diese reizvolle Persönlichkeit ein Weilchen zu uns sprechen lassen; seine Gedanken werden sicher in jedem, sei er „Ordnungsbestie" oder Mitglied der „roten Rotte", fortwirken. Das ist ja eben die Macht begnadeter Menschen, daß sie Freund und Feind zum Aufhorchen zwingen.

Lassalle war ganz Mann der Tat. Obwohl er gelehrten Arbeiten Jahre seines Lebens widmete, war er doch der „papierenen Welt" nicht minder abhold als Bernhard Dernburg. Er ersehnte und liebte die Macht, er wußte sie zu üben, er sprach zu den Seinen wie ein General zu seinen Truppen, seine Mitteilungen an den Arbeiterverein glichen Armeebefehlen. Er liebte auch das Schwert, das Symbol der Macht. Lassen Sie uns hören, mit welchen begeisterten Worten sein Hutten (im „Sickingen") den Krieg und seine Wirkungen preist:

„Der Gott, der in die Wirklichkeit geboren,
Das Christentum, es ward durchs Schwert verbreitet.
Durchs Schwert hat Deutschland jener Karl getauft,
Den wir noch heut' den Großen staunend nennen.
Es ward durchs Schwert das Heidentum gestürzt,
Durchs Schwert befreit des Welterlösers Gral!
Durchs Schwert aus Rom Tarquinius vertrieben,
Durchs Schwert von Hellas Xerxes heimgepeitscht
Und Wissenschaft und Künste uns geboren.
Durchs Schwert schlug David, Simson, Gideon!
So vor- wie seitdem ward durchs Schwert vollendet
Das Herrliche, das die Geschichte sah,
Und alles Große, was sich jemals wird vollbringen,
Dem Schwert zuletzt verdankt es sein Gelingen."

Digitized by Google

Oder:

„Es ist die Macht das größte Gut des Himmels,
Wenn man sie nützt für einen großen Zweck."

Solche Gedanken, solche Wendungen kehren auch in seinen Reden immer wieder. „Was kümmert", fragt er in seiner Assisenrede ironisch, „dieser ganze elende Rechtsbodenstandpunkt die Krone? Hatte man kein Recht, so hatte man Besseres als das. Man hatte in Berlin den Belagerungszustand, Wrangel, 60 000 Mann Soldaten und so und soviel hundert Kanonen. Das sind Gründe, eindringliche, die jeder begreift!" Und schon vorher hatte er ausgerufen: „Man war entschlossen, das Recht einzig und allein aus Kanonenmündungen zu schöpfen." Er tadelt diese brutale Auffassung nicht, weil er der Ansicht ist, daß das Gesetz nur der Ausdruck und der geschriebene Wille der Gesellschaft ist, nie ihr Meister. Damals hielt er den Liberalen, die der Krone nur den formalen Rechtsbegriff entgegenstellten und die Mächte der Tiefe nicht zur Hilfe rufen wollten, den Hinweis auf die realen Machtverhältnisse entgegen. Heute können die Liberalen der Sozialdemokratie vorhalten, daß sie in Gefahr ist, sich in eine politische Scholastik zu verstricken und die Machtfragen außer acht zu lassen. Dieser Sinn Lassalles für politische Macht, dieser fast physische Durst nach ihr, muß in der Sozialdemokratie wieder erstehen, und so wie die Dinge heute liegen, kann die Partei aus sich heraus nicht zur Macht gelangen, sie braucht Bundesgenossen und es ist eine Gunst der Stunde, daß auch der bürgerliche Radikalismus Bundesgenossen braucht. Es ist eine Notwendigkeit der Vernunft, daß beide Parteien zu einer Einigung gelangen. Soll diese aber zustande kommen, so muß Lassalle über Marx siegen. Es bleibt für die Sozialdemokratie kein anderer Weg, auch nicht der der Gewalt, denn, abgesehen davon, daß der Staat heute über

Digitized by Google

ein Dutzend Wrangels und sehr viel mehr Soldaten und Kanonen verfügt, als vor fünfzig Jahren, hat Lassalle auch Recht, wenn er sagt: „Jede Revolution ist im Herzen der Gesellschaft gemacht gewesen, ehe sie unter Flintenschüssen ins Leben trat." Darum muß die Sozialdemokratie sich ausbreiten, statt sich einzuspinnen, Expansionspolitik, statt der Konzentrationspolitik treiben, sie muß ihre Propaganda in die bürgerliche Gesellschaft tragen, darf nicht vor der Diskussion zurückscheuen und muß danach trachten, das politische Leben zu ihren Gunsten zu gestalten, die „gottgegebenen Realitäten", wie Bismarck sagte, umzubilden und sich neuformend und schöpferisch zu bewähren. Alles dies ist nur möglich im Verein mit einer bürgerlichen Partei und diese kann nur die radikalliberale sein, denn der Bund mit dem Zentrum wäre Unnatur, wenn er länger als für die Not einer Wahlkampagne dauern sollte. Die Parole muß heißen: Machterwerb, und deshalb heraus aus der keineswegs glänzenden Isolierung!

Mit diesem Sinn für die Macht war das nationale Empfinden Lassalles eng verbunden. Bismarck erschien ihm als „Mann" schlechthin, die Politiker der Fortschrittspartei verachtete er als „alte Weiber". Machtentfaltung in großem Stil setzt eben den Begriff der Nation voraus und dieser Begriff zerfällt ohne den Gegensatz zu anderen Nationen in Staub. So schrieb er im Februar 1860 an Marx: „Vergiß nicht, daß Du ein deutscher Revolutionär bist und für Deutschland wirken willst und mußt." Er begeisterte sich für Friedrich den Großen und schrieb in seiner Broschüre „Der italienische Krieg und die Aufgabe Preußens": „Ein Friedrich der Große auf dem preußischen Throne würde erkennen, daß jetzt der Moment gekommen ist, die deutschen Einheitsbestrebungen durchzudrücken; er würde in Österreich einrücken, das deutsche Kaisertum proklamieren und der

Digitized by Google

habsburgischen Dynastie überlassen, ob und wie sie sich in ihren außerdeutschen Ländern behaupten kann." Der Mann, der im Jahre 1859 eine so energische Politik empfahl, der der Monarchie vorwarf, daß sie zu einer nationalen Tat nicht mehr fähig sei, der würde wohl heute auch die Notwendigkeit anerkennen, Deutschlands äußeren Bestand durch ein starkes Heer zu sichern; er würde gewiß nicht die Mittel verweigern, um unseren Anteil bei der Vergebung der Erde zu heischen, Deutschlands Kolonien wirtschaftlich zu entfalten und unseren Handel zu schützen. Er ging in seiner Beurteilung der auswärtigen Politik von den nächsten Bedürfnissen Deutschlands aus, sah vom Standpunkt der deutschen Einheit den gefährlichsten Gegner im habsburgischen Hausstaat und in den Mittelstaaten, durchdrang mit klarem Blick den Nebelschleier der nächsten Zukunft und trat so als nationaler Politiker und praktischer Realist in einen sich immer verschärfenden Gegensatz zu dem internationalen Theoretiker Marx. Welches aber sind heute die praktischen Bedürfnisse? Sie ergeben sich aus der tatsächlichen Lage. Wir haben im vorigen Jahrhundert in drei Kriegen gesiegt, haben dann in den letzten zwei Jahrzehnten eine Hans-Dampf-Politik getrieben, in der ganzen Welt Mißtrauen gegen uns erweckt und nicht das Geringste für uns erreicht. Der König von England hat es verstanden, in stiller zäher Arbeit eine Koalition zu bilden, die uns schon heut wie ein eiserner Ring umschließt, uns das Atmen erschwert und jede Bewegung verhindert. Welche Summen durch unsere täppische auswärtige Politik bereits eingebüßt worden sind, das läßt sich leider nicht berechnen, aber freilich auch kaum überschätzen. Wäre die Berechnung möglich, so würde es vermutlich heißen: Das Volk steht auf, der Sturm bricht los. Denn Zahlen üben eine starke agitatorische Wirkung, wenn sie auf dem Verlustkonto eingetragen werden müssen.

Digitized by Google

Die Sozialdemokratie hat aber leider noch nicht erkannt, was Ranke für die neuere Geschichtswissenschaft am eindruckvollsten formuliert hat: daß der Fortgang der Geschichte entscheidend durch das Verhältnis der Staaten unter einander bestimmt wird, weil eben für jeden Staat das vornehmste Rechtsziel die Behauptung seiner selbst im Kampfe aller gegen alle, das ihm eingeborene Machtstreben ist, dem sogar die innere Politik untergeordnet werden muß oder daß, wie Wilhelm Dilthey sagt, die innere Geschichte eine Funktion der äußeren ist.*) Wir können nicht von der auswärtigen Politik abstrahieren und so tun, als seien wir allein auf der Welt. Wir leben nicht auf einer Insel, am allerwenigsten auf einer seligen, sondern mitten in Europa und unser Land grenzt an zwei Nationen, die wir besiegt haben. Wir sind ferner auf dem Kontinent die gefährlichsten Rivalen Englands. Das sind die klaren tatsächlichen Gründe, aus denen unsere Sozialdemokratie mehr als das Proletariat irgend eines anderen Landes zu nationaler Gesinnung verpflichtet ist, und deshalb rufe ich Lassalles Tatsachensinn, sein Verständnis für politische Realität an. Kein Unbefangener kann verlangen, daß sich die Sozialdemokratie militaristisch begeistert. Wenn, wie Sombart sagt, der Gegensatz ihres Patriotismus zu dem offiziellen Patriotismus sich in die Antithese Weimar contra Potsdam zusammenfaßt, so ist mir Weimar lieber, und ich selbst habe vor kurzem den Aphorismus niedergeschrieben: „Wer ist national? Wer zur Kultur der Seele beiträgt!" weil das Hurrageschrei der Februartage mir unerträglich in die Ohren gellte. In

*) Siehe Hermann Oncken „Lassalle" (Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag, 1904). Diesem ausgezeichneten Buche ist das über Lassalle hier angeführte Material entnommen. Jeder politisch Interessierte sollte das Werk lesen, um sich an seiner überlegenen Unparteilichkeit, seiner lebensvollen Darstellung zu erfreuen.

Digitized by Google

einem Lande, in dem ein Hofprediger sich erdreistet, das Wahlergebnis als eine Spezialleistung des lieben Gottes anzupreisen, in einem solchen Lande darf die Opposition gegen den „Patriotismus" der Byzantiner nicht einen Augenblick verstummen. Andererseits aber muß immer wieder an Clémenceaus verständiges Wort erinnert werden: „Erst muß man sein, um philosophieren zu können." Die Sozialdemokratie möge sich nur praktisch auf den Boden der prinzipiellen Äußerungen stellen, die Bebel am 7. März 1904 getan hat, deren Bedeutung aber leider von dem kurzsichtigen Hochmut unserer leitenden Männer unterschätzt wurde. Ich gebe die wichtigsten Darlegungen hier im Wortlaut wieder, um zu zeigen, daß es keine Utopie ist, von der Sozialdemokratie ein tolerari posse, eine Bewilligung des militärisch Unentbehrlichen zu verlangen. Bebel sagte damals im Reichstage:

„Meine Herren, Sie können künftig keinen siegreichen Krieg ohne uns schlagen. Wenn Sie siegen, siegen Sie mit uns und nicht gegen uns; ohne unsere Hilfe können Sie nicht mehr auskommen. Ich sage noch mehr: wir haben sogar das allergrößte Interesse, wenn wir in einen Krieg gezerrt werden sollten — ich nehme an, daß die deutsche Politik so sorgfältig geleitet wird, daß sie selbst keinen Grund gibt, einen Krieg hervorzurufen — aber wenn der Krieg ein Angriffskrieg werden sollte, ein Krieg, in dem es sich dann um die Existenz Deutschlands handelt, dann — ich gebe Ihnen mein Wort — sind wir bis zum letzten Mann und selbst die ältesten unter uns bereit, die Flinte auf die Schulter zu nehmen und unseren deutschen Boden zu verteidigen, nicht Ihnen, sondern uns zu Liebe, selbst meinetwegen Ihnen zum Trotz.

Wir leben und kämpfen auf diesem Boden, um dieses unser Vaterland, unser Heimatland, das so gut unser Vater-

Digitized by Google

land, vielleicht noch mehr als Ihr Vaterland ist, so zu gestalten, daß es eine Freude ist, in demselben zu leben, auch für den letzten unter uns.

Das ist unser Bestreben, das suchen wir zu erreichen, und deshalb werden wir jeden Versuch, von diesem Vaterlande ein Stück Boden wegzureißen, mit allen uns zu Gebote stehenden Kräften bis zum letzten Atemzuge zurückweisen."

Und in der Reichstagssitzung vom 10. Dezember 1904 griff Bebel noch einmal auf diese Ausführungen zurück und sagte:

„Sie haben sich freilich riesig gaudiert, als ich in diesem Frühjahr ausführte, daß ich selbst trotz meines Alters in einem solchen Kampfe für die Unabhängigkeit des Landes noch die Flinte nehmen würde. Da hat man gehöhnt und gespottet. Ja, es war mir blutiger Ernst: ich und meine Freunde, wir treten kein Stück deutschen Bodens ans Ausland ab; denn wir wissen genau, daß in dem Augenblick, wo Deutschland zerstückelt würde, mit Notwendigkeit das ganze geistige und soziale Leben der Nation, solange ein solches Stück Fremdherrschaft dauerte, vernichtet würde, daß alle Aspirationen des Volkes darauf hinausgingen, den Fremden aus dem Lande hinauszutreiben. Also das würde eine Entwickelung herbeiführen, die wir gerade von unserem Standpunkt auf das entschiedenste zu bedauern und bekämpfen hätten."

In der „Neuen Gesellschaft" hat einmal Eduard David geschrieben: „So wenig wir die Eigenart, die Individualität des Einzelmenschen beseitigt sehen möchten, so wenig erscheint uns das eigenartige individuelle Leben der Völker gleichgültig für die höchste allseitige Entfaltung der Menschheitskultur." Und Engelbert Pernerstorfer hat in den „Sozialistischen Monatsheften" die Bedeutung der Nationalität in glänzenden Ausführungen dargelegt und geradezu ein Bekenntnis zum nationalen Gedanken ausgesprochen. „Der Sozialismus und der nationale Gedanke sind nicht

Digitized by Google

nur keine Widersprüche, sie gehören notwendig zusammen. Jeder Versuch, den nationalen Gedanken zu schwächen, muß, wenn er Erfolg hat, den Reichtum des Menschengeschlechts vermindern... Der Sozialismus will die Menschheit organisieren, nicht atomisieren. Im Organismus der Menschheit sind aber nicht die einzelnen Individuen, sondern die Nationen die Zellen. Damit der Organismus gesund bleibt, müssen die Zellen gesund sein... Und bei jeder Gelegenheit, wo es sich um wirklich nationales Leben handelt, können sich die Sozialdemokraten in erste Linie stellen... So bekennen wir uns freudig zu unserer Nation und sind stolz auf ihre Ideen, so wie wir wissen, daß der theoretische Sozialismus selbst auch ein Werk deutschen Geistes ist. Die Völker sind trotz ihrer Wandlungen ewig und umso größer, je mehr sie die Welt vorwärts bringen. So sind wir als gute Sozialisten auch die besten Deutschen. Übrigens haben unsere Führer im deutschen Parlamente immer erklärt, daß wir zu unserem Volke stehen wollen." Deutlicher, kraftvoller und schöner kann man sich nicht zum Nationalismus bekennen, und die praktische Konsequenz eines solchen Bekenntnisses wäre die Bewilligung der für die Landesverteidigung unerläßlichen Mittel, aber Nationalismus im Sinne Pernerstorfers ist nicht Chauvinismus, und daß den Sozialdemokraten der Militarismus unserer Tage nicht gefällt, kann ich ihnen nicht verdenken. Das Heer müßte innerlich umgestaltet werden, ehe der radikale Liberalismus und vielleicht auch die Sozialdemokratie ihren zaghaft ablehnenden oder schroff verneinenden Standpunkt aufgeben könnten. Eine Armeereform, eine Sozialisierung des Heeres, ist unbedingt nötig. Lassalle, der durchaus nicht vor einem Kriege im nationalen Interesse Deutschlands zurückschreckte, verurteilte doch die Militärvorlage vom März 1860 als „schmachvoll", weil er in ihr „den evidenten Zweck der Schöpfung eines

Digitized by Google

immenſen Machtmittels für den Abſolutismus" erblickte. Die deutſchen Radikalen können der Armee nicht ſympathiſch gegenüberſtehen, ſolange ſie ihnen in ihren Inſtitutionen, ihren Anſchauungen und ihrem Verhalten als antiſozial erſcheint.

Wenn die Sozialdemokratie „antinational" geſcholten wird, ſo pflegt ſie zu antworten, daß ſie denjenigen national nenne, der ſeinem Volke die Möglichkeit zu höherer Entwickelung erſchließen wolle. Sie bezeichnet ſich mit Vorliebe als die Partei der Kultur. Sie erhob auch dieſen Anſpruch nicht mit Unrecht, indeſſen iſt in den letzten Jahren öfter und öfter, ſtärker und ſtärker eine Neigung zur Banauſie, zum geiſtigen Rüpeltum hervorgetreten, die die innere Fortbildung der Partei ernſtlich bedrohte. Wenn die Sozialdemokratie ihre Anhänger denken lehrte, wenn ſie in den Maſſen einen rührenden und imponierenden Bildungsdrang hervorrief, ſo hat ſich jetzt eine Reaktion fühlbar gemacht, die an die Stelle der Beſcheidenheit die Überhebung, an die Stelle der Forſchung das Dogma, an die Stelle der Duldung die Intoleranz ſetzt. Die Akademiker werden ſelbſt in den eigenen Reihen angefeindet, der Mann der ſchwieligen Fauſt verfolgt ſie mit Haß und Neid und glaubt der Belehrung nicht mehr zu bedürfen. Auch gegen dieſe Verirrung darf man Laſſalles Geiſtesart zur Hilfe rufen. So ſehr er ſeiner ganzen Anlage nach auf aktuelle momentane Wirkſamkeit geſtellt war, er zwang ſich zu mühſeliger, langſam reifender, ſcheinbar unfruchtbarer, nur wenigen Kennern zugänglicher Arbeit. Es war, wie er von Heraklit geſagt hat, „Sturm in ſeinem Weſen" und doch feſſelte er ſich ſelbſt an den Schreibtiſch und an ſubtile Unterſuchungen, die bisweilen gewiß wie ein Joch auf ihm laſteten. Seine erſte Verteidigungsrede trug den Titel „Die Wiſſenſchaft und die Arbeiter" und der § 35 der Verfaſſung

Digitized by Google

„Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei" begeisterte Lassalle zu einem herrlichen Lobe der Forschung. Sein Enthusiasmus war aufrichtig; er hat in der Tat stets die Ehrfurcht vor der Wissenschaft gefühlt, die eine charakteristische Eigenschaft des edleren Juden ist. „Es ist begreiflich", sagt er, „wenn die Gesetzgebung die Institutionen eines Landes zu schützen sucht. Es ist natürlich, wenn die Gesetze es verbieten, die Bürger dazu aufzufordern, sich gewaltsam gegen die bestehenden Einrichtungen zu erheben. Aber was ewig urfrei und in keine Schranken geschlagen dastehen muß, was, für den Staat selbst wichtiger als jedes einzelne Gesetz, an kein einzelnes Gesetz als Grenze seiner freien Tätigkeit gebunden sein darf — das ist der Trieb wissenschaftlicher Erkenntnis." Er weist nach, daß alles vergänglich sei, Sitten, Einrichtungen, Staaten und Völker; unvergänglich allein, Staaten und Völker und Zeiten überdauernd, ragt die Weltenesche wissenschaftlicher Erkenntnis. Die Wissenschaft ist ihm die Quelle allen Fortschritts, die einzige Bürgschaft für die friedliche Entwickelung und Vervollkommnung der Menschen. Die ganze, Jahrhunderte alte Geschichte des geistigen Lebensprozesses der germanischen Nationen sieht er in dem Verfassungsparagraphen „Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei" zusammengefaßt. „Ist frei ohne Schranken, frei ohne Grenze, frei ohne Riegel Alles hat in gesetzlichen Zuständen seine Grenze; jede Macht jede Funktion, jede Befugnis. Das Einzige, was, selber grenzenlos und unendlich, auch in grenzenloser und unendlicher Freiheit wie die Sonne im Äther über allen festen Zuständen schweben soll, das ist das Sonnenauge theoretischer Erkenntnis." In hinreißenden Worten stellt er sein Ideal auf: „Zwei Dinge allein sind groß geblieben in dem allgemeinen Verfall: die Wissenschaft und das Volk, die Wissenschaft und die Arbeiter. Die Vereinigung beider allein

Digitized by Google

kann den Schoß europäischer Zustände mit neuem Leben befruchten. Die Allianz der Wissenschaft und der Arbeiter, dieser beiden entgegengesetzten Pole der Gesellschaft, die, wenn sie sich umarmen, alle Kulturhindernisse in ihren ehernen Armen erdrücken werden — das ist das Ziel, dem ich, solange ich atme, mein Leben zu weihen beschlossen habe!" Diese Gedanken sind dem liberalen Hort entlehnt. Es ist der schöne Optimismus der Aufklärungszeit, der hier so schwärmerisch spricht. Aber es kommt ja nicht darauf an, Neues zu sagen — läßt sich doch die Verkettung dieser Ideen bis auf Plato zurückverfolgen — es kommt darauf an, daß die Gedanken Tat werden. Und Lassalles ganzes Leben ist, obwohl er mitten im Getümmel der politischen Arena stand, durch seine Ehrfurcht vor dem Meister Hegel, durch seine Liebe zu geistiger Erkenntnis geadelt worden. Ohne die strenge Disziplin, die der mangelhaft Vorgebildete sich selbst auferlegt hatte, wäre er im Strudel des Tages untergegangen. Wenn die Sozialdemokratie den Respekt vor geistiger Potenz verliert, dann ist auch sie verloren, dann muß die Bewegung verblöden und vertieren. Keine Demokratie kann aristokratischer Elemente entbehren und dies können nur Elemente geistiger Aristokratie sein. Heute aber schwindelt dem Proletarier vor Weihrauchduft bisweilen bereits das Haupt und in seiner Gottähnlichkeit glaubt er, er sei, jenem Cäsar gleich, über die Grammatik und, was schlimmer ist, über die Logik erhaben. Wenn die Sozialdemokratie nur nivelliert, wenn sie ihre besten Köpfe um der Gleichheit willen guillotiniert, dann ist sie die ruchloseste und rückständigste aller Parteien.

Sie kann auch von der verständnisvollen Wesensweite Lassalles lernen. Heut hat sie sich mit einer chinesischen Mauer umgeben. Wäre es möglich, so möchten gewisse Führer die Genossen gegen den bürgerlichen Geist immunisieren.

Digitized by Google

Ein Genosse darf kein bürgerliches Blatt lesen, er darf für kein solches schreiben. Er erfährt aus seinen Zeitungen über die bürgerliche Welt so wenig die Wahrheit wie irgend ein Monarch; die Redakteure haben ein Zerrbild gezeichnet, das in allen Zügen festgelegt ist und immer nur wieder frisch blutrot angepinselt zu werden braucht. Lassalle verkehrte mit Männern der verschiedensten sozialen Stellung und Denkungsart, mit Bismarck, Bucher, Rodbertus; er war freilich bemüht, sie zu sich herüber zu ziehen und zu beeinflussen — das war sein Recht und seine Pflicht —, aber er nahm auch ihre Anschauungen in sich auf und assimilierte sie sich, soweit sie ihm tauglich waren. Er hätte das Isolierungsprinzip nun und nimmer gebilligt.

Lassalle wurde vom politischen Demokraten zum Sozialisten; die Epigonen von heute sollten über dem Sozialisten nicht den politischen Demokraten vergessen. Um das Endziel brauchen wir nicht zu raufen. Keiner von uns wird es aufdämmern sehen, und Bernstein hat Recht: die Bewegung ist alles. Und in dieser Bewegung könnte die Marschroute für die bürgerlichen Radikalen und für die Sozialdemokraten, wenn auch keine gleiche, so doch eine parallele sein. Wozu sich unablässig Scharmützel liefern, wenn beide Teile so dringend auf gütliche Einigung angewiesen sind? In welcher Frage müßten sich denn die Liberalen und die Sozialdemokraten befehden, wenn die Sozialdemokratie sich entschließen könnte, um der Not der Zeit willen den Standpunkt der prinzipiellen Negation in Landesverteidigungsfragen aufzugeben? Sie sind darin einig, daß alle absolutistischen Velleitäten unablässig bekämpft, daß die Rechte des Parlaments geklärt, gefestigt, erweitert werden müssen. Sie fordern die Demokratisierung des Wahlrechts, die Befreiung des Vereinsrechts aus den Fesseln einer reaktionären Gesetzgebung und Verwaltung, sie fordern

Digitized by Google

die Erlösung des Staates von der Kirche, die religionslose Schule, sie gehen zunächst und auf lange hinaus in allen prinzipiellen Fragen der Wirtschaftspolitik Hand in Hand. Nichts scheidet sie als ein altes, freilich tiefeingewurzeltes Vorurteil. Lassalle — wenn heut sein Geist herniederstiege — würde mit seinem Sinn für politische Macht, mit seinem starken nationalen Empfinden, seinem regen Kulturbedürfnis und der verständnisvollen Weite seines Wesens rasch erkennen, daß die Macht nur im Verein mit den radikalen Liberalen errungen werden kann, daß antinationale Gesinnung im waffenstarrenden Europa unserer Tage ein Unding ist, daß die Partei nach dem Ruhm geizen muß, den Massen eine Kultur zu geben und daß sie diese nicht aus sich heraus schaffen kann, sondern auf ein Geben und Empfangen mit den übrigen, sehr viel zahlreicheren Teilen des Volkes angewiesen ist. In seinem Briefwechsel mit Marx schrieb Lassalle einmal: „Wir müssen in bezug auf die vulgärdemokratischen Parteien in ihren verschiedenen Nuancen ebenso sehr die Identität als den Unterschied unseres sozialrevolutionären Standpunktes mit ihnen festhalten. Bloß den Unterschied herauskehren — wird Zeit sein, wenn sie gesiegt haben. Sollte nun die Partei sich inzwischen etwa in London dazu entwickelt haben, jenes andere Prinzip aufstellen zu wollen? Dann erkläre ich entschieden, daß ich diese Wandlung nicht mitmache, sie vielmehr überall à outrance bekämpfen werde." Und sein Biograph fügt treffend hinzu: „Also eine taktische Streitfrage, die noch heute von Bedeutung für die Sozialdemokratie ist: hier die Anschauung, daß von der äußersten Rechten bis zur bürgerlichen Demokratie einschließlich nur eine reaktionäre Masse reiche, dort die Tendenz, mit den nächststehenden Gruppen der bürgerlichen Linken soweit zu gehen, wie es möglich sei." Heute ist es von nicht auszusagender praktischer Bedeutung,

Digitized by Google

in welchem Sinne diese Frage entschieden wird. Die Entscheidung liegt vor allem bei der Sozialdemokratie und deshalb erheben wir den Mahnruf: Mehr Lassalle!

Allerdings liegt die Entscheidung auch bei dem Liberalismus, und die Voraussetzung für eine gedeihliche Entwickelung ist die, daß sich der Liberalismus nicht in dem Hirngespinst verfängt, das Fürst Bülow neuerdings als ein praktisch-politisches Programm ausgibt. Wir wollen daher die staatsmännische Psyche des Reichskanzlers und sein Programm in den nächsten Kapiteln betrachten.

Die Psyche des Staatsmannes.

Bülow, der Rationalist.

Fürst Bülow darf sagen: Welche Wendung durch Gottes Fügung! Am 12. Dezember 1906 war er ein aufgegebener Mann, dem kein politischer Sanitätsrat eine lange Lebensdauer verbürgt hätte. Es wimmelte in Preußen von kommenden Männern, die sich anschickten, seine Erbschaft anzutreten, wie denn der Typus des kommenden Mannes geradezu eine Spezialität des Regimes Bülow war. Die Fäden, die den Kanzler mit dem Kaiser verbanden, waren dünn und brüchig geworden. Der Kaiser erschien nicht mehr zu unwahrscheinlichen Stunden im historischen Palais der Wilhelmstraße und in der nächsten Umgebung des Kanzlers ließ sich eine gewisse Nervosität verspüren. Die Presse nannte bald diesen, bald jenen Kandidaten, und diejenigen, die nicht genannt wurden, mochte Fürst Bülow am meisten fürchten. Die Urteile, die man über den Kanzler las, waren in ihrer höflichen Anerkennung seiner menschlichen Qualitäten geradezu vernichtend. Die Freiwillig-Gouvernementalen witterten ein Revirement und spähten

Digitized by Google

nach dem nächsten Favoriten aus. Die Ministergattinnen, deren Eheherren hoffen durften, wandelten öfter als sonst durch die vornehmste Straße Berlins und maßen mit prüfendem Blick Höhe und Breite der Fenster des Kanzlerhauses; vor ihrem ahnenden Geist breitete sich so manches verführerische Gardinenmuster aus.

Wie anders heut! Herr v. Zedlitz, der zwölf Stunden nach erfolgter Reichstagsauflösung den Gedanken einer solchen frivol und phantastisch gescholten hatte, pries nun an derselben Stelle im „Tag" die Staatsweisheit des Kanzlers. Sehr natürlich; in der Politik entscheidet der Erfolg und wenn er auch noch so kurzlebig wäre. Fürst Bülow hat einen Erfolg errungen, — freilich einen Erfolg, den er ursprünglich garnicht erstrebt oder den er doch nur in zweiter Linie erstrebt hat. Ein bewährter Zirkuswitz versinnbildlicht den Vorgang trefflich: ein Clown will einem anderen eine Maulschelle verabreichen, er trifft aber nicht ihn, sondern einen Dritten und dieser Dritte hält sich nun unter dem Jubel der großen und kleinen Kinder wimmernd die Backe. Der Kanzler hatte urbi et orbi verkündet, er werde dem Zentrum eine Backpfeife geben, die sich gewaschen habe, indessen, als er zuschlug, traf er die Sozialdemokratie. Das war ein „Akt der Staatsweisheit", wie Herr v. Zedlitz sagt, und wir müssen ihm glauben, denn Zedlitz ist ein ehrenwerter Mann, und schon Shakespeare wußte, daß „Unbesonnenheit uns manchmal dient, wenn tiefe Pläne scheitern".

Eine Unbesonnenheit war es, den Reichstag aufzulösen, denn niemand konnte diesen Ausgang voraussehen, niemand hat ihn vorausgesehen. Von Ballestrem bis Bebel glaubte niemand, daß die Sozialdemokratie eine wesentliche Schwächung erleiden werde. Gewiß, die unfruchtbare Negation ihrer Haltung, ihre Rüpelmanieren, ihre Selbst-

Digitized by Google

bespiegelung, ihre Apotheose des Bowke-Typs, diese und andere Schlacken stießen viele Intellektuelle ab, indessen kannte man ihre ausgezeichnete Organisation, ihr politisches Pflichtgefühl, ihre Rührigkeit, ihren Terrorismus, und so durfte man annehmen, daß sie sich zum mindesten ihren Besitzstand erhalten werde. Wer nüchtern rechnete, der konnte nicht zur Auflösung des Reichstages raten. Und Fürst Bülow hat immer nüchtern gerechnet. Nüchternheit ist sein dominierender Zug, und er rühmt sich ihrer. Er verdammt in politischen Dingen die Entrüstung, und wer sie verdammt, der wird auch die Begeisterung verdammen müssen. Beide Affekte trüben den Blick und der Kanzler will hell sehen. Aber der Geist der Sprache, der ekstatische Zustände als Hellseherei bezeichnet, gibt hier eine Andeutung, daß die Leidenschaft — nach Hebbel der Schlüssel der Welt — vielleicht auch der Schlüssel der politischen Welt ist; ein Wunder wäre es nicht. Denn Napoleon hat gesagt, die Psychologie sei der göttliche Teil des Krieges und Politik ist ebensosehr eine Kriegführung, wie der Krieg nach Clausewitz die Fortsetzung der Politik ist. Fürst Bülow verrechnete sich, insofern er rechnete; denn das Zentrum ist aufrecht geblieben. Er siegte „daneben", aber er siegte, weil ein Tell-Element in seinem Entschlusse war. Der irrationale Funke aber sprang aus Dernburgs Wesen auf ihn über. Wir dürfen wohl glauben, daß Bülow den Reichstag ohne den Impuls, den Dernburg gab, nicht aufgelöst hätte; seine ganze Vergangenheit spricht für diese Annahme. Wir haben den Fürsten Bülow jetzt fast ein Jahrzehnt an der Arbeit gesehen, wir kennen seine politische Methode und können sie, ohne einen Mißgriff zu fürchten, als veredelten Metternich bezeichnen. Der Kanzler ist ein diplomatischer Rechner der alten Schule, er kennt keine Probleme, er kennt nur Personalfragen. Diese behandelt er virtuos,

Digitized by Google

und sachlich imponiert er jedem durch die verständige Klarheit seiner Ausführungen. Seine Reden sind durch und durch rationalistisch. Sie sind formgewandt, durchsichtig und folgerichtig, aber es fehlt ihnen der Impetus, das Pektus, oder, um endlich deutsch zu sprechen, in ihnen strömt nicht der Quell aus verborgenen Tiefen. Wenn Fürst Bülow ein Klassiker der politischen Rhetorik ist, so ist es französische, nicht deutsche Klassizität. Eigentlich müßte er ein Liebling der Reichshauptstadt sein, in der doch der nikolaitische Geist noch ungeschwächt fortlebt, aber er ist es nicht. Er ist überhaupt nicht der Liebling irgend einer Masse, eben weil ihm die rätselhafte Kraft gebricht, die wir „dämonisch" nennen, und die wir an Luther, an Goethe, an Beethoven und an Bismarck mit frommem Schauder verehren. Man betrachte den Kanzler in großen Stunden: sein Sylvesterbrief, seine Rede auf dem Bankett des kolonialen Aktionskomitees waren säuberliche und wohltemperierte Rückblicke, wie sie der Geschichtslehrer der Prima gibt. Hatte irgend jemand im ganzen deutschen Reiche die Empfindung, daß hier der Führer der Nation spreche, daß diese Manifeste überhaupt für die Nation bestimmt seien? Und als in der Nacht nach der Wahl sich ein Häuflein jener sonderbaren Schwärmer, an denen Deutschland so reich ist, vor dem Palais des Kanzlers versammelte, als es nun galt, die Situation in ein einziges simples, aber dröhnendes Schlagwort zusammenzufassen, da fiel dem beglückten Manne wieder nichts ein als ein Zitat aus Bismarcks Reden. Fürst Bülow vermag es nicht, die Saiten der Volksseele zu meistern; die Imponderabilien, die er beachtet, liegen in der höfisch-diplomatischen Sphäre, und er empfindet mehr wie ein moderner Mensch als urwüchsig-mecklenbörgsch; seinem ästhetischen Gewissen klingt ein Satz wie die bekannte Fanfare: „Wir Deutschen

Digitized by Google

fürchten Gott, ſonſt nichts auf dieſer Welt!" entſetzlich trivial und überdies auch noch unwahr. Indeſſen, Bismarck, der Unerſchrockene, durfte ihn ſprechen, ſprach ihn in germaniſchem Trotz gegen eine Welt von Feinden, und es war, als ſchleudere er Europa einen Eiſenhandſchuh hin. Dem Fürſten Bülow liegt dieſes Pathos nicht; er formuliert denſelben Gedanken etwa ſo: „Der Weisheit und Opferwilligkeit der verbündeten Regierungen, dieſes Hohen Hauſes und der geſamten Nation wird es auch in Zukunft gelingen, die Stürme zu beſchwören . . ." uſw. Der Zuhörer empfindet, daß dieſe Sätze aus einer Berechnung hervorgehen, die die einzelnen in Betracht kommenden Faktoren addiert hat. Er vermißt ein Wort, das aus dem Gemüt kommt und zum Gemüt ſpricht. Denn der Verſtand überredet wohl, aber nur ſeeliſche Kräfte — in populärer Terminologie geſprochen —, nur ſeeliſche Kräfte überzeugen. Um es paradox auszudrücken: dem Fürſten fehlt die Gabe, ſublimen Unſinn zu reden, wie der oben zitierte Satz es iſt. Er wird nie Unſinn reden, er wird aber auch nie ſublim ſein. Er iſt ein Rationaliſt, und in dieſem Wort liegen alle ſeine Vorzüge und Schwächen. Ein einziges Mal ließ er der Phantaſie . . . eines anderen die Zügel ſchießen und er ſiegte.

Wilhelm, der Romantiker.

Das Weſen eines Menſchen in ſeinem ganzen Umfange zu erfaſſen und darzuſtellen, kann nie gelingen und der flüchtig Betrachtende muß ſich genügen laſſen, wenn er es zu ſilhouettieren vermag. So will ich denn auch nicht etwa behaupten, mit dem Epitheton „Romantiker" ſei auch nur die faculté maîtresse des Kaiſers bezeichnet. Ich will nur einen ſeiner ſtärkſten Weſenszüge im Kontraſt zu dem Bilde

Digitized by Google

Bülows hervorheben. Er besitzt das, was jenem fehlt, er besitzt Phantasie. Sie führt ihn zu den Fjorden und ihrer großen Stille, zu den Gestaden des Südens und ihrer üppigen Pracht. Sie läßt ihn weilen, wo der Sohn des Menschen starb und wo der letzte Hohenstaufe endete. Sie gibt ihm die Worte ein: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser" und „Civis germanus sum". Aber die Phantasie Wilhelms des Zweiten ist keine schöpferische Kraft. Sie ist historisch-romantisch und im Wesentlichen dekorativ. Der Kaiser sieht sich im Mittelpunkt einer Szene, eines Bildes, das bisweilen die Zukunft und meistens die Vergangenheit erstehen läßt. So ist sein Fabulieren eine Flucht vor dem wirklichen Leben. Glücklicherweise ist diese Anlage mit einer starken Dosis hohenzollernscher Nüchternheit gemischt; sie wäre sonst ihm und uns zur schwersten Gefahr geworden. So, wie er ist, darf er immerhin ein Anreger, ein Initiator heißen, und es ist nur bedauerlich, daß seine Phantasie, vom Ballast der Empirie unbeschwert, umherirrt. Doch wenn wir den Satz gelten lassen, daß nur seelische Kräfte bezwingen, so können wir uns vielleicht die immerhin befremdende Tatsache erklären, daß bisher fast alle Minister vor Wilhelm dem Zweiten in die Knie sanken, und selbst ein Mann wie Miquel zu sagen pflegte: „Der Kaiser ist klüger als alle die Herren!" Schwerlich; keine seiner öffentlichen Äußerungen berechtigt zu solcher Annahme. Sehr viel wahrscheinlicher ist, daß in seinem Wesen jene rätselhaften „dämonischen" Fähigkeiten vorhanden sind, die den Nüchternen überwältigen. Aber die launische Natur hat nicht die richtige Mischung der Potenzen gegeben, die ein politisches Genie erzeugt. Die retrospektive Neigung, die Unfähigkeit, den Stoff der Wirklichkeit zu modellieren, läßt die glänzenden Gaben des Kaisers verkümmern. Ein politischer Plastiker ist er nicht.

Digitized by Google

Dernburg, der Realphantast.

Dernburg ist nach drei Reden in Deutschland ebenso populär wie Bismarck nach drei Kriegen. Es lohnt sich, nach einer Erklärung für dies volkspsychologische Phänomen zu forschen. Nur weil er den Pfaffenhammer schwang? (Er tat es ja garnicht.) Nur weil er ein deutliches Deutsch redete? Nur weil er als Bürger, nicht als Mandarin sprach? Gewiß, aus allen diesen Gründen, vor allem aber, weil er ein Realphantast ist. Er sprach realistisch und gab sich als Kaufmann, und doch tönte die Stimme der Phantasie aus seiner Rede und riß das Volk mit. Er war nicht nüchtern wie der rechnende Kanzler; er war nicht romantisch wie der schwärmende Kaiser. Die Nation fühlte: so etwa muß die Mischung sein. Die Skeptiker unter uns hatten und haben schwere Bedenken: als Politiker ist Dernburg noch ein Werdender; wird er Zurückhaltung üben und arbeiten, oder wird er reisen und reden und dem Moloch der Popularität Frohndienst leisten? Trotzdem aber bleibt die Empfindung: so etwa muß die Mischung sein. Gegner haben dem neuen Mann die Geschichte von den Dattelkernen aufgemutzt, die bei einem Transport verloren gingen und aus denen Bäume hervorwuchsen. Sie erblicken in diesem Geschichtchen einen dummdreisten Düpierungsversuch. Ich denke darüber anders: Dernburg ist, so erstaunlich es klingt, in gewissem Sinne naiv; er gibt sich Blößen, die ein Bülow sich niemals beikommen ließe; er glaubt an sich selbst und an seine Aufgabe. Er glaubt an die Entwicklungsmöglichkeiten der Kolonien, weil er in sich selbst enorme Entwickelungsmöglichkeiten fühlt. (Alle bedeutenden Menschen bekennen sich zu dem Worte: „L'Etat c'est moi!") In diesem Glauben liegt eine Gefahr und nichts wäre törichter, als, wenn

Digitized by Google

Herr Dernburg spricht, in verba magistri zu schwören. Aber in diesem Glauben liegt auch seine außerordentliche Kraft. Man hat darüber gelächelt, daß der eine Berichterstatter schrieb, er sähe aus wie ein Großwesir, der andere ihm den Habitus eines soliden Kaufmannes zusprach. Auch ich sagte, als ich ihn zum erstenmal sah: halb Spießbürger, halb fliegender Holländer. In seiner Erscheinung schon dokumentiert sich eben die frappierende Mischung seines Wesens auf das deutlichste. Ein Intellekt, dem eine kühne Phantasie die Anregung gibt; eine Phantasie, die ein starker Intellekt zügelt. So wird der wohlwollende Beurteiler sprechen; ob das Verhältnis in der Tat ein so günstiges ist, kann freilich nur die Zukunft lehren. In Bismarck regierte ein derber Bauernverstand die wunderbar waltende Phantasie. Der unvergeßlichste Eindruck seiner „Gedanken und Erinnerungen" ist es, wie sein Wotansauge das Panorama der politischen Kombinationen überschaut und wie sein schöpferischer Gedanke dem ewig ruhelosen Meere gleicht. Mit dem Rechnen allein ist es nicht getan, und die wetterwendisch schweifende Phantasie ist ohnmächtig. Die großen Staatsmänner sind meist Poeten, was zu deutsch Schöpfer heißt. Macchiavelli, Disraëli und der Bismarck, der die Briefe an Johanna schrieb, lehren die geheimnisvolle Verwandtschaft der Fähigkeiten. Ich bezweifle, daß Dernburg der politische Messias ist, der da kommen soll dem Vaterlande, aber wenn er einmal kommt, so wird es ein Realphantast sein. Ein Mann im Stile Chamberlains, der nicht nur die Forderung des Tages, sondern auch die Forderung der Zukunft begreift, der auf tragfähigem Boden Architekturen emportürmt, die mit den stolzesten Monumenten der Natur wetteifern möchten, der die realen und idealen Bedürfnisse der Nation zu wecken und zu befriedigen trachtet und der das Wort „utopisch"

Digitized by Google

mit Ruskin ein Teufelswort schilt. Ob in Bernhard Dernburg die Psyche eines Staatsmannes lebt, wer will das heut entscheiden? Die einen sagen: naiv und vielleicht ein Genie; die anderen: raffiniert und sicher ein Bluffer. Gewiß ist nur, daß die Frage Renans: „Quel sera le développement du germe intérieur de Guillaume II?“ auf Dernburg Anwendung findet.

Die Modernisierung der Konservativen.

Niemand kann aus seiner Haut fahren und inzwischen ist nun Fürst Bülow bereits wieder aus der heroischen in die virtuose Periode zurückgesunken. Er behandelt die Politik diplomatisch und dilatorisch, macht nach rechts zwei und nach links eine Verbeugung und hofft, noch ein paar Jährchen so fortzulavieren. Er hat den Paarungsgedanken erfunden, und diese Paarung, der niemals eine Werbung voranging, ist so unnatürlich wie nur möglich. Es kommt ja häufig vor, daß eine Ehe wegen unüberwindlicher Abneigung geschieden wird, aber es ist das erste Mal, daß sie wegen einer solchen geschlossen werden soll. Alle Faktoren, mit denen Fürst Bülow rechnet, werden über kurz oder lang ihre Mitwirkung versagen.

Vor allem wird er selbst versagen. Der Gedanke, „unionistisch“ zu regieren, ist nicht etwa neu. Er wurde dem Fürsten Bülow bereits vor über zwei Jahren aus dem Kreise seiner Vertrauten heraus unterbreitet. Daß dies keine leere Behauptung ist, läßt sich nachweisen, denn ich selbst habe vor ungefähr zwei Jahren, als diese Velleitäten mir bekannt wurden, im „Leipziger Tageblatt“ einen

Digitized by Google

Artikel veröffentlicht, in dem ich ausführte, daß dieser Gedanke zwar sehr schön, aber leider gänzlich aussichtslos sei, weil selbst dem Fürsten Bismarck die Herkulesarbeit nicht gelungen sei, die Konservativen zu modernisieren, und weil dementsprechend Fürst Bülow sich an eine solche Aufgabe nicht heranwagen könne. Es gibt keinen schwereren Kampf, als den Kampf gegen die eigene Kaste, und bevor ein Staatsmann ihn beginnt, muß sich in ihm die „große Loslösung" vollzogen haben, von der Nietzsche spricht. Fürst Bülow spielt also schon lange mit solchen Erwägungen und Dernburg hat ihn nur zur Tat verlockt. In der Hitze des Gefechts schienen dem Kanzler die Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten, nicht unüberwindlich, heute denkt er vermutlich schon ganz anders.

Die erste Schwierigkeit liegt in der Persönlichkeit des Monarchen. Eine Politik wie die, welche Fürst Bülow jetzt inaugurieren will, fordert zum mindesten ein Jahrzehnt der Konsequenz. Dieses Jahrzehnt der Konsequenz wird der Kaiser dem Reichskanzler nicht gewähren. Wilhelm der Zweite hat auf fast allen Gebieten seine Anschauungen in jähen Gegensätzen, in sprunghaften Wandlungen geändert und er hat manchen neuen Weg eingeschlagen, doch auf keinem ist er bis ans Ziel gegangen. Bismarck wäre ohne Wilhelm den Ersten ohnmächtig gewesen und Fürst Bülow würde, auch wenn er stärker wäre als er ist, seine Pläne nicht durchführen können, weil der Kaiser sicher nicht durchhalten wird. Der Monarch ist vom Adel umgeben und dieser Adel sympathisiert mit dem Zentrum, weil er in dem Liberalismus aller Schattierungen nur die Vorfrucht der Sozialdemokratie erblickt. Steter Tropfen höhlt den Stein und die täglich sich erneuernden Einflüsse der Umgebung werden die Widerstandskraft des Kaisers bald untergraben. Er steht der katholischen Kirche innerlich

Digitized by Google

nahe und deshalb steht er dem Zentrum nicht fern. Er will dem Volke die Religion erhalten und deshalb wird er bald der Einflüsterung glauben, daß der Kampf gegen das Zentrum vom Kampf gegen die Kirche nicht zu trennen sei. Und zu alledem wird ihn sein gesunder Menschenverstand darüber belehren, daß Konservative und Liberale auf die Dauer nicht zusammengehen können, weil die Weltanschauungen, die sie vertreten, sich negieren. So wird seine romantisierende Veranlagung, sein politischer bon sens und der Einfluß seiner Umgebung den Kaiser langsam aber sicher von der Seite des Kanzlers fortdrängen.

Schon heute läßt sich bemerken, daß die Eingeweihten den neuen Kurs lediglich für ein Intermezzo halten. Aus den Kreisen der Bureaukratie wird jene passive Renitenz fühlbar, die schon so manchen Blütentraum vernichtet hat. Unsere Geheimräte erhalten in den Ministerien eine gewisse Tradition aufrecht; sie schwenken keineswegs ein wie die Unteroffiziere, sondern sie marschieren, nachdem längst das Kommando zu einer Frontveränderung gegeben ist, ruhig in der gleichen Richtung weiter. Und diesmal finden sie ganz ersichtlich an ihren höchsten Vorgesetzten eine Stütze. Graf Posadowsky macht böse Miene zum guten Spiel. Er hat im Reichstage mit vollem Recht erklärt, die neue Politik des leitenden Staatsmannes fordere zu ihrer Durchführung viele Sessionen, und die Hörer, die zwischen den Worten zu lesen wissen, zweifeln nicht daran, daß damit eine stillschweigende Verurteilung des Paarungsprogrammes ausgesprochen werden sollte. Es ist ja jedem Beobachter unserer Politik bekannt, daß sie nicht langsam reifen darf. Wenn sich die Resultate nicht in kurzer Frist und zu einem bestimmten Termin einstellen, dann verliert der Kaiser die Geduld und unterbricht die Arbeit. Graf Posadowsky

Digitized by Google

störte wenigstens die Kreise des Archimedes aus der Wilhelmstraße nicht durch sein Verhalten. Herr Studt aber legte eine Selbständigkeit an den Tag, die ihm niemand zugetraut hätte. Er ließ es im Abgeordnetenhaus auf einen Zusammenstoß mit der freikonservativ-liberalen Gruppe ankommen, obwohl er diesen Zusammenstoß leicht vermeiden konnte und obwohl er wußte, daß Fürst Bülow ihn vermieden wissen wollte. Durch sein Verhalten rief er eine Konstellation hervor, in der sich das Zentrum als Stütze der Regierung im Bunde mit den Konservativen fand. Und diese Konstellation wies alle Welt auf den klaffenden Gegensatz hin, der zwischen der preußischen und der deutschen Politik des Reichskanzlers besteht. Aber damit noch nicht genug, die Staatsanwaltschaft ging gegen die sozialdemokratische Fraktion vor, weil diese in Übereinstimmung mit einem alten Brauch, der von allen Parteien gleichmäßig geübt worden ist, zu einer Beratung im Reichstag einige Vertrauensmänner hinzugezogen hatte. Die Behörde erklärte, eine solche Beratung sei eine „Versammlung" und müsse angemeldet werden. Das klang wie blutiger Hohn auf die Ankündigung des Fürsten Bülow, daß er ein neues Vereinsrecht schaffen wolle. Nun ist freilich der casus belli schon erledigt und der Vorstoß gegen die sozialdemokratische Fraktion ist als ein Mißgriff der Polizei desavouiert worden; es wird aber in deutschen Landen eine ganze Anzahl Mißtrauischer geben, die der Ansicht sind, daß die betreffenden subalternen Organe nicht ohne Ermächtigung von oben gehandelt haben. Kurz, es liegt etwas in der Luft, was fast wie eine Bülow-Fronde anmutet. Dieses Wort ist denn auch bereits in einigen Zeitungen gefallen, und es läßt ebenso die Deutung offen, daß die Kollegen wider Bülow frondieren, wie diejenige, daß Bülow gegen die Kollegen frondiert.

Digitized by Google

Es ist ja möglich, daß Fürst Bülow sich in der Tat mit der Hoffnung schmeichelt, die Konservativen modernisieren zu können. „Wer kennt sich selbst, wer weiß, was er vermag?“ Aber, wenn dem so ist, dann hat er sich in einen trügerischen Wahn eingewiegt. Von den Agrariern, die doch die Kerntruppe des konservativen Heeres bilden, gilt das Wort: sint ut sunt, aut non sint. Sie denken garnicht daran, sich zu ändern und ihre Erfahrungen können auch dies Bedürfnis nicht in ihnen wecken. Ihr trotziger Sinn hat ihnen die Erfolge geschaffen, deren sie sich jetzt erfreuen und deshalb wird des Kanzlers Zephyrsäuseln die Rauhen nicht milder stimmen. Er mag ihnen noch so oft versichern, daß er ein agrarischer Kanzler sei, er mag es ihnen noch so oft durch Taten beweisen, sie trauen ihm nicht. Er nennt Herrn Harnack seinen Freund, den unsicheren Kantonisten, der die Ecken und Kanten des Luthertums fortpoliert, und er läßt sich von einem bürgerlichen Schriftsteller attestieren, daß er schrecklich vorurteilsfrei sei. Sie trauen ihm nicht. Und die Liberalen trauen ihm nicht, weil er auch Herrn v. Oldenburg seinen Freund nennt, einen Mann, mit dem der vielgewandte Kosmopolit, der müde Skeptiker kaum irgend eine Überzeugung, geschweige denn eine Neigung gemein haben kann. Niemals erschien der Charakter des Kanzlers so unruhig schillernd, wie in diesen letzten Wochen. Wie soll man einem Manne Gefolgschaft leisten, der dem Gegner, den er — nicht gerade in offenem Kampfe — aus dem Sattel gehoben hat, ein Kompliment nachruft, an dessen Aufrichtigkeit kein einziger unter den Hörern glaubte? Nein, die Konservativen werden sich um seinetwillen nicht wandeln; sie vermissen in seinem Blick die pupillarische Sicherheit. Die Erweckung, die innere Umschmelzung eines ganzen Standes kann nur von einem Mann ausgehen, der nicht nur ein politisches,

Digitized by Google

sondern auch ein ethisches Genie ist. Dem Kanzler fehlt es, um solche Wirkungen auszuüben, an moralischer Wucht. Leider! der Gedanke des deutschen Unionismus ist nicht ohne Größe, nicht ohne echte Vaterlandsliebe. Er konnte ihn nachempfinden, aber um ihn zu verwirklichen, müßte Fürst Bülow nicht nur das Vertrauen des Monarchen, er müßte das Vertrauen der gesamten Nation haben. Er hat es nicht und hat es nie weniger gehabt als in diesem Augenblick, in dem alle Parteien ihm mißtrauen.

Dieses Mißtrauen muß, soweit es die Liberalen empfinden, gepflegt werden. Von allen zeigen sie am meisten Lust, sich als gutmütige Gimpel zu beweisen. Sie warten jetzt auf die Brosamen, die von des Reichen Tische fallen sollen. Ein bischen Reform der Börsengesetzgebung, die ohnedies kommen mußte, Studts Rücktritt, der sowieso erfolgt wäre, etwa noch ein Konzessionsschultze auf der Ministerbank, und dies alles vielleicht als Ergebnis einer Jahresfrist. Wollten sich die Liberalen mit solchen Konzessionen begnügen, so würden sie lächerlich und verächtlich werden. Wenn sie den Bund mit den Konservativen schlössen, müßten sie erst zur Selbstentmannung schreiten, für eine Ehe kein vielversprechender Anfang. Mir scheints besser, auf das Plätzchen an der Gnadensonne zu verzichten und einem höheren Ziele zuzustreben.

Nationaldemokratie.

In monarchischen Traditionen aufgewachsen, habe ich lange geglaubt, die Monarchie sei dem Deutschen unentbehrlich. Jetzt bin ich der Überzeugung, daß die Demokratie an ihre Stelle treten muß. Diese Überzeugung verdanke ich den Monarchisten. Sie predigen immer aufs neue den

Digitized by Google

Kampf für Thron und Altar und bedrohen den Umsturz und den Unglauben. Wir hören aus ihrem Munde nur Dogmen und gerade diese wollen wir nicht mehr hören. Die Abneigung gegen das Dogma ist das Kennzeichen des heutigen Intellektuellen (das Wort ist zu einseitig, es schmeckt nach dem achtzehnten Jahrhundert, doch weiß ich kein besseres). Wenn die Monarchie den Staat und die Gesellschaft nicht fortzubilden vermag, wenn sie nur noch als Bremsvorrichtung, als Ballast wirkt, so schlage ich vor, daß wir uns nach einem Motor umsehen, denn wir wollen doch vorwärts. Auf allen Gebieten, in denen wir von der Regierung abhängig sind, treten wir seit Jahrzehnten auf der Stelle; auf allen Gebieten, in denen die Initiative des Einzelnen entscheidet, wandern wir rüstig bergauf. Die Welt bewundert unsere Fortschritte in Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft; sie belächelt die Rückständigkeit unserer Verfassung und Verwaltung. Sehr natürlich; die Monarchie ist ein Hemmschuh.

Der Monarch wird fast niemals — Genieausnahmen bestätigen nur die Regel — zur intellektuellen Avantgarde der Nation gehören. Er ist viel zu schwer von Traditionen belastet, als daß er ein Intellekt ersten Ranges werden könnte. Die Bedingung zu einem solchen Werden ist nämlich ein „voraussetzungsloses" Denken. Das Denken eines Kronenträgers ist aber von Kindesbeinen an — weit mehr als das eines anderen Menschen — in einer bestimmten Richtung instradiert und an jedem Nebenpfad steht eine Warnungstafel: Verbotener Weg. Ein im Purpur Geborener schleppt weit mehr Überlieferungen mit sich herum als ein Wohlgeborener. Wer aber ein Führer im Reiche der Geister werden will, der muß sich wenigstens einmal im Leben zu dem Wahlspruch des Descartes de omnibus dubitandum bekannt haben; einmal im Leben muß er dem

Digitized by Google

Unglauben und dem Umsturz ganz bewußt gehuldigt haben und dieses ungemein wertvolle, ja unerläßliche Durchgangsstadium bleibt einem Thronerben naturgemäß verschlossen. Andere Faktoren treten hinzu. Die Etikette und die Repräsentation erschweren das Lernen und dem zum Herrschen Geborenen fehlt die Demut, deren der Schüler bedarf. Der Prinz meint, ihm sei von Gottes Gnaden ein souveräner Verstand verliehen. Aber das eigentlich entscheidende Moment ist doch dies, daß ein König von seiner Fähigkeit zu denken nur einen sehr diskreten Gebrauch machen darf. Es ist also ganz selbstverständlich, daß der Monarch hinter den Besten seiner Zeit zurückbleiben muß.

Wo nun eine sogenannte „starke" Monarchie besteht, doziert und richtet der König auf jedem Gebiet und seine Instinkte werden zum Gesetz, Instinkte, die ihren Eigner natürlich oft genug irreführen. Für Menschen, die sich auch von denjenigen, die sie als Genies verehren, doch nur durch Gründe überzeugen, nicht aber vergewaltigen lassen, ist dies ein geradezu unerträglicher Zustand. Von der objektiven Schädigung, die diese Unfehlbarkeitsentscheidungen herbeiführen, sei ganz abgesehen. Die moderne Entwickelung ist durch die Arbeitsteilung gegeben, diese Arbeitsteilung läßt uns den Fachmann weit mehr schätzen, als es früher der Fall war und deshalb protestieren wir dagegen, daß ein Herrscher sich als ein Fachmann von Gottes Gnaden betrachtet, während er doch dem modernen Arbeitsleben gänzlich fernsteht.

Das charakteristische Moment dieses modernen Lebens ist die erwerbende Arbeit. Nur durch die Praxis kann man sie kennen und schätzen lernen; der König kann diese Praxis nie erwerben, er bleibt also dem Ringen der Millionen fremd. Natürlich weiß er, daß das profanum volgus um Geld frohnden muß, aber dieses Wissen ist durch

Digitized by Google

Beobachtung, nicht durch Erlebnis erworben. Der König kennt das Leben nicht, er kennt auch die Menschen nicht. Denn man sieht die Menschen nur dann ohne Maske, wenn man ihrer bedarf. Der Bittende ist immer verlarvt, und fast alle, die dem Könige nahen, sind Petenten.

Das Königtum erscheint nicht mehr als lebendige Macht, wenn man einmal davon abstrahiert, daß es über ein Millionenheer gebietet und es nur auf seine Ideen hin prüft. Diese Ideen sind greisenhaft und unfruchtbar. Was sollen uns diese immer wiederkehrenden Mahnungen, den Unglauben zu bekämpfen? Jeder glaubt, wie er muß, oder besser: Es glaubt in ihm. Wie dieser Glaube zustande kommt, wie Vererbung, Erziehung, Umgebung, Erfahrung mit und gegen einander wirken, das ist so durchaus individuell, daß uns die Phrase vom Kampf gegen den Unglauben förmlich angähnt. Und nun der Kampf wider den Umsturz! Dieser Umsturz ist ja nur eine Halluzination, aber freilich, alle Institutionen müssen einmal umgestürzt werden, auch die Monarchie.

Nun, so weit sind wir noch nicht, noch lange nicht. Indessen muß allerdings ausgesprochen werden, daß die Nationaldemokratie das Ziel bezeichnet, auf das wir hinstreben müssen. Etappenweise. Dann wird dem Vaterlande die Revolution — wozu Umschreibungen? — erspart bleiben. Das Erste ist, daß wir dem Einheitswillen der Krone einen starken Parlamentswillen gegenüberstellen. Dieser starke Parlamentswille kann sich nur dann bilden, wenn die Parteien sich zu großen umfassenden Blocks vereinigen und konsolidieren. In der heutigen Zersplitterung vermag ein Manager, der ein raffinierter parlamentarischer Makler ist, immer den erhabenen Willen seines Herrn durchzusetzen. Die Bildung zweier Parteien nach englischem

Digitized by Google

Muster scheint nicht unmöglich, wenn einmal der Zentrumsturm zerfallen sein wird. Das Zentrum würde sich dann in seine aristokratischen und seine demokratischen Elemente teilen, die Nationalliberalen würden nach links und rechts auseinandergehen und auf der einen Seite ständen dann alle konservativen, auf der anderen alle liberalen Elemente. Das sind Fernblicke, aber sie sind unerläßlich für die Wahl des nächsten Weges und sie sind unschädlich, wenn man sich nur nicht über die Distanz täuscht.

Zwei Hindernisse stehen heute einer solchen Entwickelung im Wege. Erstens ist die Vereinigung der Sozialdemokratie mit dem Liberalismus nur dann möglich, wenn die Sozialdemokratie sich zu positiver politischer Arbeit entschließt und den Militäretat nicht mehr prinzipiell verwirft. In allen übrigen Fragen lassen sich Kompromisse erzielen. Daß aber eine Umwandlung der Sozialdemokratie im Sinne reformatorischer Gegenwartspolitik erfolgen wird, ist heute schon sicher.

Sehr viel ferner scheint mir der Zerfall des Zentrums. Er kann erst dann erfolgen, wenn die Bevölkerung der Kirche gleichgültig oder ablehnend gegenübersteht. Es liegen gerade für den Katholizismus nur wenig Symptome vor, die eine derartige Entwickelung erhoffen lassen.

Wie dem auch sei, die Haltung des Liberalismus ist vorgezeichnet. Er muß sich bemühen, zu erstarken. Stärke zieht an. Die einzelnen Fraktionen müssen zur Einigung hinstreben. Ohne Übereilung und unter voller Berücksichtigung der verschiedenen Lage in Nord und Süd, Ost und West. Kein Kommandowort, kein Schema F! Der Impuls komme von unten, nicht von oben; die Bewegung gehe nicht vom Zentrum aus, sie schließe sich im Zentrum zusammen. Ist dann der Liberalismus erstarkt, so wird er auf den linken Flügel der

Digitized by Google

Nationalliberalen und auf den rechten Flügel der Sozialdemokraten eine magnetische Wirkung ausüben.

Schon während dieser Umbildungsperiode muß das Parlament darauf bedacht sein, jeder, auch der geringfügigsten Erweiterung der Kronrechte entgegenzutreten. Etatsüberschreitungen (der Fall Genzmer), Byzantinismen (der in Ehrfurcht ersterbende Ballestrem), Brüskierungen (Herr v. Deimling) müssen auf das schärfste gerügt werden. Das Parlament kann sich aber nicht auf die Defensive beschränken; es muß auch darauf bedacht sein, seine Rechte klar zu stellen (Immunität) und sie allmählig zu erweitern. Dies bedarf einer Erläuterung. Jeder Monarch will ein „starker" Monarch sein — der schwache Friedrich Wilhelm der Vierte wollte „gehorsame" Minister; der korrekte Wilhelm der Erste hatte nach Bismarcks Zeugnis die Neigung, „die Staatsgeschäfte persönlich und allein auf sich zu nehmen" — und so ist sein Verhältnis zum Parlament ein chronischer, wenn auch oft latenter Kampf. Derjenige, der sich in einem solchen Kampf auf die Defensive beschränkt, zieht stets den kürzeren. Nein, es muß offen ausgesprochen werden, daß wir von einer starken Monarchie nichts mehr wissen wollen und daß uns die englische Regelung der Gewalten als vorbildlich erscheint. Der Monarch ist auch dort noch keineswegs ohnmächtig. Eduard der Siebente beweist ja, wie nützlich der König wirken kann. Aber er kann dort nicht soviel schaden, wie in Staaten, die nach dem System des Krypto-Absolutismus regiert werden. Selbstverständlich beabsichtigen wir nicht, England nachzuäffen, schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil wir soviel Zeit, soviel Geduld denn doch nicht haben, nicht haben dürfen. Aber wir können wohl sagen, das englische Regime scheint uns zunächst für Deutschland das gesundeste. Es handelt sich darum, ein Ziel zu finden, das keine

Digitized by Google

Luftspiegelung ist, sondern sich durch einen tüchtigen Marsch erreichen läßt. Vorwärts! die Spitze ist bereits angetreten.

Man kann erwidern, England sei keine Demokratie. In gewissem Sinne nein: insofern die Aristokratie dort einen starken politischen Einfluß ausübt. In gewissem Sinne ja: insofern die öffentliche Meinung herrscht, mit welcher die Aristokratie beständig paktieren muß. Aber der Einwand ist überhaupt ein Lufthieb. Keine Demokratie kann aristokratischer Elemente entbehren, aber sie sollen sich fortwährend neu bilden und ihre Stellung täglich neu erobern müssen. Das Vorrecht der Geburt — unter diesen Begriff fällt natürlich auch die Erbschaft —, das ja freilich nur im kommunistischen Staat gänzlich ausgeschaltet werden könnte, soll erheblich eingeschränkt werden. Der Wirkungskreis der Monarchie muß sehr viel enger umgrenzt werden; indem dies geschieht, wird auch die Kastenherrschaft, die uns jetzt belästigt, allmählig beseitigt. Wie es geschehen kann? Zunächst nur durch Aufklärung der politisch denkenden Stände. Ihnen muß bewiesen werden, daß die starke Monarchie den Aufgaben der Zeit nicht mehr gewachsen ist, daß das Interesse der Nation die Selbstregierung fordert.

Von Nationaldemokratie darf und muß deshalb gesprochen werden, weil wir der nationalen Form bedürfen, um unserer Mission gerecht zu werden, die da ist, eine deutsche Kultur zu schaffen und weil wir die Zeit des ewigen Friedens noch nicht nahen sehen. Manche glauben, die Monarchie sei eine Bürgschaft des Sieges. Ich glaube es nicht; ein individueller Zufall kann es fügen, daß der jeweilige Kronenträger im Felde mehr schadet als nützt. Blücher brachte in Karlsbad den Toast aus: „Ein Hoch dem Schwarzenberg, der zu siegen verstand, obschon er drei Monarchen im Lager hatte!" Es gibt Monarchen, die nicht nur jeder Feldherrenbegabung ermangeln, sondern auch jeder Charakterstärke

Digitized by Google

bar sind, dabei aber, in unseliger Eitelkeit befangen, den heimlichen König beiseite schieben. Sind solche Herrscher eine Gewähr des Sieges?

Am 13. Dezember 1906 ging eine starke Erregung durch die Nation. Sie war nicht künstlich erzeugt, sie war echt. Aber was sie hervorrief, erwies sich rasch als ein Mißverständnis. Die Deutschen glaubten, Fürst Bülow erhebe den Schlachtruf: „Los von Rom!" und wolle sich zur protestantisch-germanischen Weltanschauung bekennen. Los von Rom! das hätte geheißen, daß ein jeder durch eigene Vernunft und Kraft politisch selig werden soll. So wars nicht gemeint. Natürlich nicht. Das Wort, auf dem der preußisch-deutsche Staat ruht, heißt: Autorität. Nicht durch Leistungen erworbene, sondern durch Geburt ererbte Autorität. Gewiß, diese Autorität ist auch einmal erworben worden, aber . . . lang, lang ists her! Unser Ziel ist es, an die Stelle dieser erstarrten Formen einen lebendigen Organismus zu setzen. Die Tüchtigsten sollen herrschen. Kein Staatswesen kann der Autorität entbehren, aber diese Autorität muß auf individuellen Leistungen beruhen und der Gewinn eines im Dienste des Vaterlandes verzehrten Lebens sein. Persönlichkeiten, wie Fürst Bismarck war, werden auch in der Demokratie an der Stelle stehen, zu der ihre Begabung, ihre Willenskraft, ihre Vaterlandsliebe sie bestimmen. Solche Herrscherseelen werden den Herrscherplatz in der Demokratie eher erreichen als in der Monarchie. Hätte Bismarck nicht einen alten Adelsnamen getragen, so wäre ihm schwerlich Gelegenheit gegeben worden, Deutschland zu einigen. In der Demokratie wird Deutschland vielleicht an starken Persönlichkeiten nicht reicher sein als bisher, aber diese Persönlichkeiten werden einen leichteren Weg zur Höhe haben. Doch diese Wandlungen können sich nicht eher vollziehen, ehe nicht die Struktur des preußischen Staates

Digitized by Google

verändert und die Macht der Monarchie sehr erheblich eingeschränkt ist. Dies — ich wiederhole es — ist das nächste Ziel, und auf dem Wege zu diesem Ziele ist der nächste Schritt die Demokratisierung des Wahlrechtes. Es könnte unklug scheinen, daß wir so offen sprechen, aber wir sind ja keine Verschwörer. Wir arbeiten mit gesetzlichen Mitteln und in den durch die Verfassung verbürgten Formen darauf hin, daß das Volk über seine Interessen aufgeklärt und daß ihm Gelegenheit gegeben werde, seinen Willen im Rahmen der legalen Institutionen geltend zu machen. Ob die Monarchie diesem Willen widerstehen wird und wie lange sie imstande sein wird, den Widerstand aufrecht zu erhalten, das ist die Sorge späterer Tage; in den nächsten Jahren gilt es, einen Volkswillen zu schaffen und diesem Willen die Möglichkeit zu gewähren, sich vernehmlich zu machen und sich durchzusetzen. Das Ziel, das mit dem Worte „Nationaldemokratie" bezeichnet wird, scheint heute in weiter, weiter Ferne zu liegen. Indessen: wie die räumliche, so ist auch die historische Geschwindigkeit gewachsen. Wir legen heute eine Strecke, die vor hundert Jahren einen Tag forderte, in einer Stunde zurück. Möglich, daß sich auch die geschichtliche Entwickelung, die ein Jahrhundert zu heischen scheint, in einem Jahrzehnt vollzieht. Aber das Tempo ist nicht das Wesentliche; das Wesentliche ist, daß wir unaufhaltsam und ohne Abirrungen dem Ziele zustreben. Ich resümiere: lose Einigung aller liberalen Gruppen, die sich in praktischer Arbeit festigen möge; publizistische Aufklärung im Sinne des Wortes „Nationaldemokratie"; unermüdliche Agitation für die Demokratisierung des Wahlrechtes; Schaffung eines antiabsolutistischen Parlamentswillens; Klärung, Festigung und Erweiterung der Rechte des Parlaments.

Digitized by Google

Schlußwort.

Ich möchte den Gedankengang des Büchleins noch einmal zusammenfassen. Deutschland darf im Hinblick auf seine jüngste Geschichte und seine geographische Lage das „toujours en vedette!“ Friedrichs des Großen nicht vergessen. Heute weniger denn je, wo die gesamte auswärtige Politik den Firmenstempel Made in England trägt und die Isolierung Deutschlands so gut wie vollzogen ist. Wir brauchen deshalb ein starkes Heer; an diesem Axiom kann das verdächtige Hallelujagebrüll der Engländer nichts ändern, mag auch die Haager Konferenz manche nützliche Kleinarbeit leisten. Unser Heer zeigt — unbeschadet der glänzenden Leistungen einer Elitetruppe, die freudig anerkannt werden sollen — einige Verfallserscheinungen, wie sie in langer Friedenszeit niemals ausbleiben, und eine Sozialisierung des Heeres ist notwendig, denn der Geist der Armee darf dem Kulturbewußtsein der Nation nicht widersprechen. Ist diese Sozialisierung vollzogen, oder ist sie auch nur im Werden, so wird der deutsche Arbeiter vielleicht mit Rücksicht auf die Not der Zeit seine Stellung zu dem Heere revidieren, in dem er nun ein Volksheer erkennt. Wir erheben den Ruf: Mehr Lassalle! um ihm an dem Beispiel seines Helden zu beweisen, daß der Sozialdemokrat die nationalen Bedürfnisse anerkennen kann, ohne seiner Sache untreu zu werden, und um ihm zu zeigen, daß er sich entschließen muß, mit dem radikalen Liberalismus

Digitized by Google

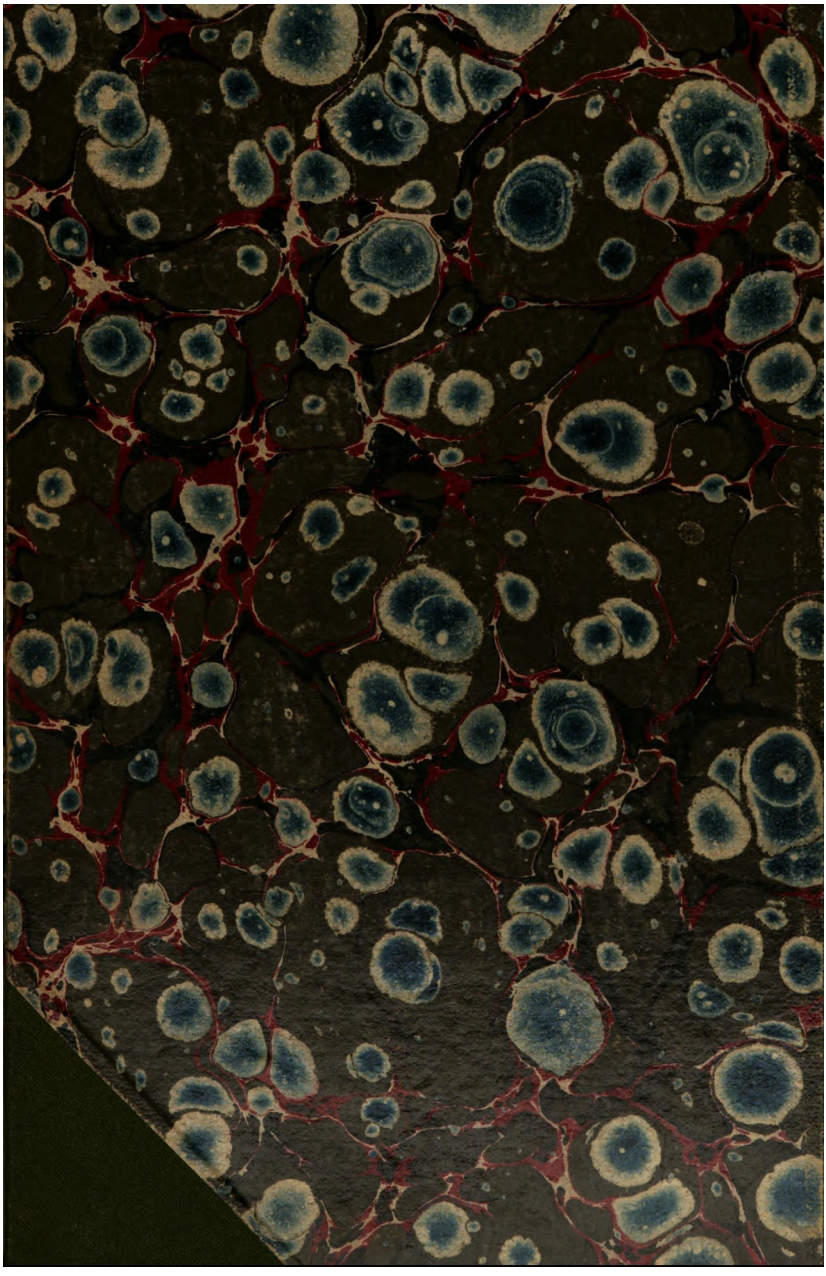
ein Stück Weges zu gehen, wenn nicht beide Parteien ohnmächtig bleiben sollen. Vorbedingung freilich ist für eine solche Entente auch, daß die Liberalen die Psyche des leitenden Staatsmannes in ihrer schwachmütigen Unzulänglichkeit erkennen und einsehen, daß die Modernisierung der Konservativen ein Irrlicht ist, das über dem Sumpfe der politischen Stagnation gaukelt. Notwendig ist es, daß sie entschlossen auf das Ziel zuschreiten, das mit dem Worte „Nationaldemokratie" bezeichnet ist.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google